

WARBURG INSTITUTE

FBF 135

Line
Truim
in
Taufel

UNIVERSITY OF LONDON
WARBURG INSTITUTE



WARBURG



18 0293230 0

19/1

Liebe, Traum und Teufel.

f
b
f

Drei Vorträge

135

aus dem Gebiete der

Mythologie, Psychologie und Dämonologie

von

Dr. Julius Landsberger,
Großh. Hess. Landrath.

Darmstadt, 1869.

Hofbuchhandlung von G. Jenghans.

Die Grundgesetze der Natur

von Hermann von Helmholtz

mit 100 Figuren

Leipzig, Verlag von C. Neumann, Neudruck



Leipzig, 1894

Verlag von C. Neumann, Neudruck

Vorwort.

Im Winter 1866, 67 und 68 wurden hier von mehreren Männern der Wissenschaft Vorlesungen gehalten, in deren Cyclus die gegenwärtigen eingereiht waren. Die wohlwollende Aufnahme, deren sich diese zu erfreuen gehabt, lassen mich hoffen, daß sie eine solche auch in weiteren Kreisen finden werden. Aus diesem Grunde nehme ich keinen Anstand, sie, vielfach an mich gerichteten freundlichen Aufforderungen nachkommend, hiermit der Doffentlichkeit zu übergeben.

Es bedarf wol kaum der Erinnerung, daß solchen Vorträgen überhaupt nur die Aufgabe gestellt ist, die auf den mannichfachen Gebieten des Wissens durch die Forschung bereits erlangten Resultate in ansprechender Weise der gebildeten Welt zuzuführen, die weder Zeit noch Lust hat, sich mit außerhalb ihrer Berufssphäre liegenden Fachstudien zu befassen. So wenig daher der Verfasser Anspruch macht, durch dieses Schriftchen die Wissenschaft fördern zu wollen, so dürfte dennoch der Leser, namentlich in dem

geschichtlichen Theile der beiden letzten Vorträge manches Neue finden, das zumeist aus den dunklen Schächten des orientalischen Schriftthums zu Tage gefördert worden.

Den in den Anmerkungen zu den Vorträgen angegebenen literarischen Quellen, die ich benützt, werden hier noch ergänzend beigelegt: Raphael als Mensch und Künstler von Ragler, Jahns Archäologische Beiträge, I. Scherrs Geschichte der Religion, 3 Bde., Horsts Zauberbibliothek, 6. Bde., Dünkers Erklärung des Faust, Soldans Geschichte der Hexenprozesse und Fr. Kinds Anmerkungen zum Freischütz.

Darmstadt im September 1869.

I.

Eros und Psyche.

Im Reiche der Poesie begegnen wir verhältnißmäßig spät, d. h. nachdem bereits das Epos, das lyrische Gedicht und das Drama sich vollständig entwickelt hatten, einer Dichtgattung, die besonders im Laufe des letzten Jahrhunderts die mannichfachste Ausbildung erfahren hat. Aber trotz dieser verhältnißmäßig späten Entwicklung hat sie doch eine so große Anerkennung und Verbreitung gefunden, daß die Erzeugnisse ihres Bodens — namentlich mit Rücksicht auf die lesende Frauenwelt — gewissermaßen „das tägliche Brod des Geistes," genannt zu werden verdienen.

Diese Dichtungsart ist der „Roman."

Wir haben uns hier nicht die Aufgabe gestellt, auf das Wesen des Romans näher einzugehen und eine präcise Begriffserklärung desselben zu geben; wir wollen uns vielmehr nur auf folgende Bemerkungen über ihn beschränken.

Die Bezeichnung „Roman" ist erst im Mittelalter entstanden, nachdem durch die Vermischung der römischen Volkssprache mit den Sprachen der,

den Römern besiegten, süd- und westeuropäischen Völker sich das romanische Idiom gebildet hatte.

Damals nannte man Alles, was in dieser Sprache, die sich auch bei den Höfen Eingang verschafft hatte, verfaßt wurde, einen Roman. In der Folgezeit jedoch verstand man unter diesem Ausdrücke nur eine erdichtete größere Erzählung, in welcher auch der Liebe eine Rolle zugetheilt war.

Obgleich aber dieses spät geborene Kind der menschlichen Phantasie erst im Mittelalter einen bestimmten Namen erhielt, hatte es dennoch schon viele Jahrhunderte vorher zu leben begonnen. Bereits bei dem, durch seinen wunderbaren Schönheitssinn wie durch seine harmonische Gesamtbildung, so sehr hervorragenden Volke des Alterthums, den Hellenen, hat es Aufnahme gefunden, nachdem es im Orient zur Welt gekommen war.

Freilich kann erst die griechische Literatur des 4. Jahrhunderts n. Ch. einen vollständigen Roman aufweisen, einen Roman, den sie der Feder des Phönicier's Heliodor aus Emesa, nachmaligen Bischofs von Tricca in Thessalonien, verdankt und welcher den Titel führt „Aethiopika“, Aethiopische Geschichten, von der Liebe der aethiopischen Königstochter „Cheraklea“ und des Thessaloniers „Theages“; indessen hatte schon 2 Jahrhunderte vorher Lucius aus Patras einen Zauber-

roman geschrieben, der im Laufe der Zeit abhanden gekommen.

Den Stoff dieses Romans, welcher Geschichten von Menschen erzählte, die durch magische Künste in Thiere und andere Wesen verwandelt wurden, hat später der römische Schriftsteller „Apulejus,“ geboren um 130 n. Chr. zu Medaura in Numidien, einem nordafrikanischen Reiche, selbstständig in einem Romane verarbeitet und mit Ausschmückungen versehen. Dieses sein Werk besteht aus 11 Büchern und führt den Titel: „Verwandlungen oder vom goldenen Esel.“*)

Anmerken müssen wir, daß hier das Epitheton „golden“ nicht etwa den Stoff, aus welchem der Esel gebildet war, sondern nur die Vortrefflichkeit desselben bezeichnen will. Weil nämlich das Gold das edelste Metall, darum bedienten sich griechische und römische Autoren des Wortes „golden,“ um den hohen Werth eines Gegenstandes auch im figürlichen Sinne auszudrücken. So nannte man gewisse gnomische Sprüche des Pythagoras „goldene Verse“; so sprach auch Cicero von einem „goldenen Buche“ und Apulejus selbst in seinem „goldenen Esel“ von einem „goldenen Kinde,“ um die hohe Schönheit desselben darzustellen.

*) Metamorphoseon s. de Asino aureo libri XI.

In gleichem Sinne läßt auch Göthe seinen Mephistophiles jenen allgemein bekannten Ausspruch thun:

„Gruß, theurerer Freund, ist alle Theorie
Und grüß des Lebens „goldner“ Baum“

und ebenso sagen ja auch wir im gewöhnlichen Leben häufig „ein goldner Mensch.“

In diesem „goldnen Esel“ schildert der Verfasser zwar mit Witz und Laune, aber in sehr unsauberer Weise die Sittenverderbniß und Gebrechen seiner Zeitgenossen. Doch gleichwie die mit Schlamm bedeckte Muschel eine kostbare Perle umfaßt, ebenso enthält auch dieses unsaubere Werk eine anmuthige Episode, eine eingeschobene Erzählung, welche Herder als den zartesten und vielseitigsten Roman charakterisirt*), und von der er behauptet, sie sei das Muster aller griechischen Liebes- schicksalsromane und werde auf alle Zeiten hinab ihr schönes Kunstvorbild bleiben.**)

Sie gestatten mir nun wol, hochgeehrte Anwesende, Sie mit dem Inhalte jener Episode näher bekannt zu machen. Ich bitte jedoch im Voraus um Ihre freundliche Rücksicht, wenn es meiner schwachen Kraft nicht gelingen will, Sie durch einen kurzen Auszug des lateinischen Textes zugleich den ganzen eigenthümlichen Zauber

*) Bd. II. Zerstreute Blätter S. 256 ff.

**) Bd. 28. S. 97. Früchte aus den sogenannten goldenen Zeiten.

empfinden zu lassen, der über die liebliche Erzählung ausgegossen ist.

Vor dem Beginn derselben will ich noch bemerken, daß sie der Verfasser einer alten Frau in den Mund gelegt, welcher von Räubern eine junge Frau aus edlem Hause zur Bewachung übergeben worden. Die letztere hatten die Räuber in der Hoffnung auf reichliches Lösegeld entführt. Um nun der von Schmerz ergriffenen Gefangenen das Leid zu erleichtern und die Zeit zu vertreiben, erzählt ihr die Herbergsmutter der Räuber folgende Geschichte:

Einst lebten in einer Stadt ein König und eine Königin, welche drei schöne Töchter hatten. Den Liebreiz und die Anmuth der beiden ältesten konnte man indeß, wie seltener Art sie auch waren, mit Worten erschöpfend schildern; doch die glänzende und blendende Schönheit der jüngsten würdig zu beschreiben, war die menschliche Sprache zu arm.

Der Ruf davon verbreitete sich nach den fernsten Ländern, und Scharen Neugieriger eilten herbei, welche beim Anblicke dieser Königsstochter nicht anders meinten, als daß Venus, die Göttin der Schönheit selbst, zu den Sterblichen niedergestiegen wäre, oder daß jetzt die Erde, durch den schöpferischen Einfluß der Gestirne begünstigt, gleichwie einst die blauen Fluthen des Meeres, eine zweite jungfräuliche Venus hervorgebracht hätte.

Dies Gerücht drang überall hin, und Jung und Alt, Vornehm und Gering pilgerten zu der Königstochter, ihr göttliche Verehrung zollend, während die Heiligthümer der Venus vernachlässigt wurden.

Hierüber zürnte die Schaumgeborne Göttin und beschloß, sich mit Hilfe ihres Sohnes, des geflügelten Götterknaben Amor, an dem sterblichen Mädchen zu rächen.

Sie führte daher denselben nach der Stadt, in welcher Psyche, — so hieß die jüngste Königstochter, — lebte, und beschwor ihn, bei seiner kindlichen Liebe zu ihr, bei den süßen Wunden, die er durch seine Pfeile schlägt, bei den beseligenden Flammen, die er in den Herzen entzündet, dieses junge Mädchen, das sich vermessen habe, ihr den Preis der Schönheit streitig zu machen, in der heftigsten Leidenschaft für den Niedrigsten und Gemeinsten der Sterblichen entbrennen zu lassen. Auf diese Weise hoffte sie nämlich, Psyche in den Augen der sie verehrenden Welt zu entwürdigen.

Psychens älteste Schwestern wurden indessen von zwei Königen gefreit, während um ihre Hand aus allzugroßer Verehrung für sie Niemand zu werben wagte.

Hierüber grämte sich das Mädchen, und ihr königlicher Vater, der sich vom Borne der Götter verfolgt glaubte, sandte nach Milet, um das Orakel zu befragen.

Apollo antwortete die dunklen Worte:

„Auf des hochragenden Berges Gipfel stell' hin du das Mädchen,

„Festlich geschmückt für das bräutliche Grabeßgemach.

„Hoffe nicht einen Eidam sterblichem Stamme entsprossen:

„Wüthend und wild ist er, grausam wie Otterungezucht,

„Ueber den Aether fliegt er auf Schwingen, bringt Allen Ermattung,

„Lähmt durch Feuer und Schwert jegliches Ding.

„Jupiter selbst erfüllt er mit Furcht, mit Schrecken die Götter,

„Vor ihm schauert die Welle, die stygische Nacht.“ *)

Diesem Orakelspruch mußte Folge geleistet werden, wie schmerzlich sich auch Alle von ihm ergriffen fühlten. Man traf daher unter Thränen die Anstalten zu dem räthselhaften traurigen Vermählungszuge. Das ganze Volk, die Eltern an der Spitze, begleitete dann Psyche an dem festgesetzten Tage zu dem bestimmten Berge und begab sich, nachdem dieselbe des Berges Gipfel bestiegen, jammernd nach der Stadt zurück.

Die einsame, weinende Psyche wurde aber indessen von einem milden Zephyr ergriffen, der sie behutsam in

*) *Montis in excelsi scopulo tu siste puellam*

Ornatam mundo funeri thalami.

nec speres generum mortali stirpe creatum,

sed saevum atque ferum nupereumque malum,

qui pinnis volitans super aethera cuncta fatigat,

flammaque et ferro singula debilitat.

quo tremit ipse Jouis, quo numina terrificantur,

fluminaque horrescunt et Stygiae tenebrae.

ein, unten sich ausbreitendes, lachendes Thal trug, wo sie im Schoße eines blumigen Rasens sanft entschlief.

Neu gestärkt erwachte Psyche und erblickte in geringer Entfernung ein von einer reizenden Landschaft umrahmtes Schloß, das nicht von Menschenhand, sondern durch Kunst der Götter erbaut zu sein schien. Sie überschritt anfangs zögernd, dann sicheren Fußes die Schwelle des Hauses und vor ihren trunkenen Blicken entfaltete sich die seltenste Pracht. Plötzlich vernahm sie aus unmittelbarer Nähe, ohne daß sie ein lebendes Wesen sah, Stimmen, die sie als Herrin dieses Palastes begrüßten und sich ihr als ihre Dienerinnen ankündigten. Auf Anrathen dieser körperlosen Stimmen ruhte sie auf einem Ruhebette aus, nahm dann ein Bad und labte sich nach demselben an einem der unsterblichen Götter würdigen Mahle, während dessen die herrlichsten musikalischen Töne an ihr Ohr drangen, ohne daß ihr Auge die Musiker und Sänger wahrnahm.

Nachdem die Sonne untergegangen, nahte sich der ihr bestimmte Gatte, der sich mit ihr alsbald vermählte, ohne daß sie, der Dunkelheit wegen, sein Antlitz zu schauen vermochte. Ja ihr Gemahl kündete ihr sogar an, daß er sich ihr nie des Tages zeigen werde und warnte sie, je nach seiner Gestalt und seinem Wesen zu forschen.

Psyche lebte dann lange Zeit hindurch ein beseligendes Stillleben, das ihr bald durch Gewohnheit zum süßesten Bedürfniß wurde.

Inzwischen besuchten Psychens Schwestern, zu denen die Kunde von ihrer jüngsten Schwester scheinbar traurigem Schicksal gedrungen war, ihre Eltern, um sie zu trösten.

Die Nacht vorher warnte Psychen ihr räthselhafter Gatte vor ihren Schwestern, die, wie er ihr mittheilte, jenen Berg besteigen werden, dort ihren vermeintlichen Tod laut zu beklagen.

Psyche beschwor jedoch ihren Gemahl unter heißen Thränen und bei ihrer gegenseitigen Liebe, ihr zu gestatten, daß sie ihre Schwestern durch den Zephyr herabholen lasse und sie freundlich bei sich aufnehme. Ihr Gemahl gab ihren dringenden Bitten nach, zuvor mußte sie ihm aber aufs heiligste bethenurn, daß sie den etwaigen Rathschlägen ihrer Schwestern nicht Gehör schenken und nie nach seinem Antlitze und Wesen forschen werde.

Des andern Tages führte auf ihr Verlangen der lustige Bote ihre klagenden Schwestern ihr zu. Die beiderseitige Freude des Wiedersehens war groß, der Empfang königlich; doch empfanden die Schwestern Reid über Psychens Glück und beschloßen, sie zu verderben. Als sie späterhin ihren Besuch wiederholten und durch die ausweichenden und sich widersprechenden Antworten

ihrer jüngsten Schwester die Ueberzeugung gewannen, der Gatte derselben müsse ein Gott sein, den sie selbst nicht kenne, steigerte sich noch ihr Meid. Aus diesem Grunde spiegelten sie Psychen vor, ihr Gemahl sei eine giftige Schlange, welche allabendlich, wie sie erfahren zu haben vorgaben, in das Schloß schlüpfe und die, wenn der passende Zeitpunkt gekommen, sie verschlingen werde. Zur Befräftigung ihrer Aussage riefen sie ihr jenen Orakelspruch ins Gedächtniß zurück, der ihr ein „bräutliches Grabesgemach“ und ein Ungeheuer zum Gatten verheißten, das Allen, selbst Göttern, Qualen bereitet.

Die Erinnerung an diesen Götterauspruch, verbunden mit den Warnungen ihres Gemahls, nie nach seiner Gestalt zu forschen, erfüllten Psychens Brust mit Angst und Zweifel; sie bat daher ihre Schwestern mit kindlichem Vertrauen, ihr einen Rath zu ertheilen, wie sie sich von ihrem abscheulichen Ungethüm befreien könne.

Mit böshafter Freude über das Gelingen ihres Planes riethen ihr nun dieselben, sich einen scharfen, zweischneidigen Dolch und eine mit Del gefüllte Lampe zu verschaffen, den ersteren in ihrem Bette und die letztere hinter dem verhüllenden Vorhang zu verbergen. Wenn dann Abends ihr Gatte fest entschlafen, sollte sie mit Hilfe der brennenden Lampe den passenden Moment ersuchen, um ihm rasch das Haupt vom Halse zu trennen.

Nachdem sich die schadenfrohen Schwestern entfernt, schwankte Psyche lange; es kämpfte in ihr die Furcht vor dem schrecklichen Ungeheuer mit der Liebe zu ihrem geheimnißvollen Gatten, die schon begonnen, in ihrem Herzen Wurzel zu fassen. Endlich aber siegte die böse Macht und ließ sie beschließen, den verderblichen Rathschlägen ihrer Schwestern Folge zu leisten.

Als daher ihr heimgelehrter Gatte sein Ruhebett bestiegen und durch tiefes Athmen seinen festen Schlaf verrieth, ergriff sie behutsam die verborgen brennende Lampe, zog den Dolch hervor und näherte sich unhörbaren Schrittes seinem Lager. Jetzt hat sie bereits vorsichtig das Licht seinem Antlitz nahe gebracht, schaut in dasselbe und — o freudiger Schreck! — erblickt von allen Ungeheuern das süßeste und lieblichste. Es ist Cupido selbst; — Amor, der Gott der Liebe, ruht hier im vollsten Glanze seiner Schönheit, — an seinen Schultern die zarten, prächtigen Schwingen, die sich trotz seines Schlafes sanft bewegen, und zu des Bettes Füßen sein Köcher und seine Pfeile, die süßen Waffen des mächtigen Gottes.

Vor heftigem Schrecken erbleichte Psyche, fiel auf ihre Kniee und wollte sich aus Verzweiflung den Dolch in die eigene Brust stoßen. Der Stahl entfiel jedoch ihrer bebenden Hand, als ob er sich schämte einen solchen Mord zu vollziehen, ein so holdes Wesen zu vernichten.

Bald darauf erholte sich Psyche von ihrer Angst, bewunderte die Schönheit ihres Gatten, zog dann neugierig einen Pfeil aus seinem Köcher, untersuchte die Spitze desselben und verwundete damit ihre zitternden Finger, so daß sie in heftigster Leidenschaft für Cupido entbrannte.

Während sie sich nun abermals über ihres Gatten Antlitz beugte, um sich an seinem Anblick noch länger zu weiden, ließ die verrätherische Lampe einen Tropfen siedenden Oels auf Amors rechte Schulter fallen und brannte so den Gott, der Flammen entzündet.

Vom Schmerze ergriffen, sprang Amor erwachend auf und flog, da er sein Geheimniß verrathen sah, schweigend davon. Psyche umfaßte jedoch, als er sich zum Fluge erhob, mit beiden Händen sein rechtes Bein und schwebte so mit ihm himmelan; doch zu den Wolken gekommen, sank sie ermüdet auf den Boden zurück.

Amor, der seine Gattin noch immer liebte, ließ sich sodann auf den Wipfel einer nahe stehenden Cypresse nieder, von wo er Psyche zurief: „O du Leichtgläubige! Ungehorsam den Befehlen meiner Mutter, dir eine heftige Leidenschaft zu dem Niedrigsten der Sterblichen einzufloßen, habe ich dich zur Gattin erkoren. Der treffliche Schütze hat sich selbst verwundet. Wie oft habe ich dich gewarnt. Deine Schwestern werden es schwer büßen; dich jedoch will ich nur durch meine Flucht bestrafen.“

Nach diesen Worten schwang er sich wieder zur Höhe empor, die verzweifelte Psyche aber stürzte sich in den nächsten Fluß, dessen Wellen sie jedoch — aus Furcht vor Amors Born — wieder sanft ans Ufer warfen.

Der hochfüßige Pan, der gerade auf einem nahen Hügel Rohrpfeifen verschiedene Melodien entlockte, tröstete, ermunterte und ermahnte sie, sich vor einem Selbstmorde zu hüten und sich den mächtigen Gott durch schmeichelndes Betragen zu versöhnen.

Schweigend brachte sie diesem Gotte der Hirten ihre Huldigung dar und ging davon.

Nach langem Umherirren gelangte sie in die Stadt, in welcher eine ihrer Schwestern thronte. Zu dieser begab sie sich und erzählte ihr, daß sie mittels der Lampe entdeckt habe, ihr Gatte sei Amor selbst; dieser habe sie aber zur Strafe für ihren Ungehorsam verstoßen und beschlossen, anstatt ihrer sie, — diese ihre Schwester, — zur Gattin zu wählen.

Freudig überrascht eilte hierauf die Schwester in ihre Heimath, bestieg den ihr bekannten Felsen und stürzte sich, in der Hoffnung, der dienstwillige Bephyr werde sie wieder ins Thal tragen, ins Meer, zerstückte jedoch an den Zacken des Felsens.

Ihrer zweiten Schwester bereitete Psyche durch das gleiche Märchen dasselbe Schicksal.

Amor lag indeß im Palaste seiner Mutter an seiner Brandwunde danieder und wurde von ihr, die durch einen geschwägigen Vogel, eine Wöve, sein Liebesabenteuer erfahren hatte, mit den bittersten Vorwürfen wegen seiner gegen sie geübten Treulosigkeit überhäuft. Ceres und Juno, denen sie zufällig begegnete, wollten aus Rücksicht für Cupido Venus besänftigen; diese bestand jedoch darauf, für die erlittene Schmach Psyche geziemend zu bestrafen und sie zu diesem Zwecke auffuchen zu lassen.

Diese irrte inzwischen ruhelos Tag und Nacht umher, um ihren Gatten aufzufinden. Auf ihrer Wanderung trat sie in Ceres' und Junos Tempel, diese hohen Göttinnen demüthig um Schutz und Hilfe ansehend; sie wiesen sie jedoch aus Gefälligkeit für Venus zurück. Daher beschloß Psyche, sich freiwillig der Venus zu übergeben; vielleicht, dachte sie, wird meine, wenn auch späte Reue ihren Zorn besänftigen, vielleicht auch weilt in ihrem Palaste der, den ich suche.

Da Merkur, der Bote der Götter, auf Venus dringendes Bitten von Jupiter gesandt, bei allen Völkern und an allen Orten der Erde in öffentlichem Ausrufe dem einen süßen Lohn der Venus versprach, welcher eine ihr entflohene Magd, die Königstochter Psyche, ihm ausliefern oder den gegenwärtigen Aufenthalt derselben kundthun werde, fühlte sich Psyche bewogen, ihren Entschluß rasch auszuführen.

Sie schritt sonach den Pforten zu, die zu Venus' Palaste führten; wurde jedoch von einer ihr entgegenlaufenden Dienerin der Göttin, die sie erkannte, bei den Haaren ergriffen und vor die Herrin geschleift.

Venus empfing sie mit den fürchterlichsten Schmähungen und übergab sie zweien ihrer Dienerinnen, der „Sorge“ und der „Trauer“, zur Geißelung. Nachdem diese vollzogen war, wurde sie zur Herrin zurückgeführt, die sie nunmehr mit eigener Hand mißhandelte.

Sodann ließ Venus Weizen, Gerste, Hirsekörner, Mohnsamen, Erbsen, Linsen und Bohnen herbeiholen, mengte Alles derart unter einander, daß es nur einen Haufen bildete und trug Psyche auf, bis zum Abende die verschiedenen Fruchtarten sorgsam auszusondern, aus den gleichartigen Körnern besondere Haufen zu bilden. Darauf verließ sie Psyche, um sich zu einem Hochzeitsmahle zu begeben.

Psyche versank, empört über die Grausamkeit des Befehls, in dumpfes Schweigen. Da erbarmte sich eine Ameise der Gattin des mächtigen Gottes, rief Myriaden ihrer ländlichen Nachbarinnen herbei, die mit Emsigkeit die verschiedenen Gattungen sonderten und Körnchen zu Körnchen in getrennte Haufen legten. *)

*) Die ausführliche Mittheilung der Arbeiten Psychens rechtfertigt sich dadurch, daß durch sie die Quelle kennen gelernt wird, aus welcher unsere Märchenerzähler die gleichen Prüfungen ihrer Heldinnen geschöpft haben.

Die bei einbrechender Nacht heimkehrende Venus rief, die wunderbar vollendete Arbeit betrachtend, Psyche zu: „Nichtswürdige, dies haben nicht deine Hände vollbracht, das ist vielmehr das Werk dessen, der seine Liebe zu deinem und seinem Unglücke dir geweiht.“ Hierauf ließ sie ihr ein Stück Brod zur Nahrung reichen und begab sich zur Ruhe.

Am anderen Morgen befahl sie Psyche, ihrer Magd, ihr einen Flocken goldener Wolle von den Schafen zu bringen, die unbewacht in einem nachbarlichen Gehölze weideten, welches am Ufer eines tiefen Flusses lag.

Psyche eilte mit dem Vorsatze weg, im Flusse ihrem Leben, und somit auch ihren Leiden, ein Ende zu machen. Als sie aber ihren Vorsatz ausführen wollte, ermahnte sie die melodische Stimme eines Schilfrohres, des Flusses heilige Wellen nicht durch einen Selbstmord zu entweihen, aber auch den Schafen nicht zu nahen, die, durch der Sonne Gluth mit wildem Muthе erfüllt, mit ihren scharfen Hörnern oder durch giftigen Biß sie tödten würden. „Warte unter jener Platanе,“ so schloß das beseelte Rohr, „bis die Mittagshitze vorüber und die Schafe, durch die kühlende Gluth milder geworden, sich zur Ruhe begeben, dann wirfst du an den Zweigen der Bäume, an welchen sie vorüber gestreift, der Wolle genug finden.“

Den freundlichen Rath befolgend, brachte Psyche ihrer Herrin eine Menge der seidenen, wie Gold glänzenden Wolle heim.

Venus sagte jedoch bitter lachend: „Treuloser Rath hat dir den Erfolg gesichert; darum gib eine andere Probe deines starken Geistes und deiner Klugheit. Bringe mir von dem Felsen jenes hohen Berges, aus der finsternen Quelle, durch welche der Styx gespeist wird, dies crystallhelle Gefäß mit Wasser gefüllt.“

Die eifrige Psyche entdeckte jedoch, raschen Schrittes auf des Berges Gipfel gelangt, daß sie den steilen Felsen, dessen Schlünden schwarze Wellen entströmten, nicht zu erklimmen vermöge. Hierzu kam noch, daß die Quelle von fürchterlichen Drachen bewacht wurde und das Wasser selbst ihr zurief: „Zurück, fliehe, sonst gehst du zu Grunde.“

In ihrer Noth nahte ihr jedoch auf raschen Schwingen aus Gefälligkeit für Amor Jupiters Adler, nahm das Wassergefäß aus ihren Händen, flog mit ausgebreiteten Fittichen den drohenden Drachen vorüber, füllte die crystallene Flasche und brachte sie Psyche zurück, die sie dankbar der Venus heimtrug.

Unter höllischem Lachen reichte ihr nun Venus eine Büchse mit dem Befehle, in die Unterwelt hinabzusteigen und Proserpina zu ersuchen, daß sie in dieser Büchse ein wenig von ihrer Schönheit der Venus sende, da diese

ihre eigene Schönheit während der Pflege ihres kranken Sohnes verbraucht habe.

Psyche erstieg, in der Ueberzeugung, daß es Venus auf ihren Tod abgesehen habe, einen hohen Thurm, um sich von dessen Spitze in die Tiefe zu stürzen. Es sei dies, meinte sie, wohl der kürzeste Weg in die Hölle zu gelangen. Der Thurm selbst jedoch hielt sie hiervon ab und gab ihr den Weg an, der von dem nahen Lacedämonien aus durch eine Höhle zum Orkus führt. Zugleich rieth er ihr, in ihren beiden Händen zwei mit Honig geknetete Gerstentuchen und in ihrem Munde zwei Geldstücke mitzunehmen. Ferner sprach er zu ihr:

„Wenn du einen guten Theil des Weges zurückgelegt, der zu den Todten führt, wirst du einem lahmen, mit Holz beladenen Esel begegnen, dessen Führer ebenfalls lahm ist. Dieser wird dich bitten, ihm einige herabgefallene Holzstücke aufzulesen; du jedoch gehe stillschweigend vorüber. Bald gelangst du dann an den Fluß der Abgeschiedenen, welchen Charon, der Fährmann, bewacht. Auf seine Forderung gib ihm eines der beiden Geldstücke; doch laß es ihn mit eigener Hand aus deinem Munde nehmen.“

„Ueber den Fluß fahrend, wirst du einen, auf der Oberfläche schwimmenden, todtten Greis erblicken, der dich bitten wird, ihn in deinen Rahn aufzunehmen; laß dich jedoch nicht durch dein Mitleid hierzu verleiten.

„Ebenso wenig laß dich bewegen, einigen alten Spinnerinnen bei ihrer Arbeit zu helfen, die dich darum ersuchen werden, wenn du den Fluß durchschiffst haben und ein wenig fortgeschritten sein wirst.“

„Dies Alles sind nämlich Fallstricke, die dir Venus gelegt, damit du deinen Händen einen der beiden Kuchen entfallen lässest, ohne welche du unrettbar verloren wärest. Denn Plutos stille Gemächer werden von dem furchtbaren dreiköpfigen Cerberus bewacht, dessen Zorn du nur durch jene Kuchen zu besänftigen vermagst.“

„Proserpina wird dich in ihrem Palaste freundlich aufnehmen, dir einen schwellenden Sitz und ein kostbares Mahl anbieten, du aber setz' dich nur auf die Erde und verlange nichts als ein Stück schwarzen Brodes.“

„Entledige dich dann deines Auftrages, und wenn du die gefüllte Büchse in Empfang genommen, kehre auf demselben Wege zurück, auf dem du gekommen. Wirf dem wüthenden Hunde den zweiten Kuchen zu, bezahle den geizigen Steuermann mit dem zweiten Geldstücke und hast du dann den Fluß im Rücken, so schreite muthig weiter, bis dir des Himmels harmonische Sternenwelt entgegen leuchtet.“

„Vorzüglich nimm dich aber in Acht, daß du die Büchse nicht öffnest, die den Schatz göttlicher Schönheit verbirgt.“

Ohne Säumen wandelte nun Psyche den bezeichneten Pfad und gelangte durch genaue Befolgung des ihr vom Thurne ertheilten Rathes glücklich zur Unterwelt und wieder zurück.

Als sie jedoch des Himmels Licht wieder über ihrem Haupte leuchten sah, bemächtigte sich ihrer eine tollkühne Reugier und der Wunsch, sich ein klein wenig von der göttlichen Schönheit anzueignen, um so ihrem Gatten besser zu gefallen. Sie öffnete daher die Büchse, doch ach, aus derselben quillt ihr ein betäubender Dunst, der wahre stygische Schlaf entgegen, der sich schwer über sie lagert, so daß sie niedersinkt und da liegt, unbeweglich, leblos, eine Leiche.

Jetzt entschlüpft aber der inzwischen genesene Amor dem engen Gewahrsam seiner Mutter und fliegt rasch seiner Geliebten zu Hilfe. Eilig befreit er sie vom Einflusse des Schlafes, den er wieder in die Büchse verschließt, und erweckt sie durch den Stich einer seiner Pfeile.

Darauf spricht er zu ihr: „Zum zweiten Male, Unglückliche, hat dich deine Reugier ins Verderben gestürzt; doch überbringe jetzt schnell meiner Mutter die Büchse, für alles Uebrige will ich selber Sorge tragen.“

Psyche gehorchte, während Amor sich zu Jupiter emporschwang und ihn um seine Vermittelung bat.

Zeus umarmte ihn liebevoll und ließ durch Merkur einen Götterrath berufen, mit der Drohung, daß jeder Nichterscheinende zu einer Strafe von 10,000 Thalern verurtheilt werden würde. Alle Olympier kamen daher und es wurde beschlossen, den flatterhaften Liebesgott, der mit seinen Pfeilen selbst den höchsten der Götter nicht verschone, durch eheliches Band mit Psyche zu vereinen, um ihn zu zähmen und von seinem Muthwillen und seiner Unbeständigkeit zu heilen.

„Du aber betrübe dich nicht“, sprach Johann Jupiter zu der unzufriedenen Venus, „fürchte nicht durch diese Verbindung dein edles Haus zu entwürdigen. Es soll keine Sterbliche sein, die ich deinem Sohne als Gattin zuführe.“

Hierauf befahl er dem Merkur, Psyche in den Himmel zu bringen und reichte der Angekommenen die Götterspeise mit den Worten: „Nimm hin, Psyche, sei unsterblich und mit Amor als Gattin verbunden.“

So empfing Psyche, die, wie der Götterspruch befohlen, einst für das bräutliche Grabesgemach festlich geschmückt wurde, aus der Hand des Zeus den Gatten, nicht sterblichem Stamme entsprossen, der durch Feuer und Schwert, durch Fackel und Pfeile „Allen Ermattung bringt, der auf Schwingen über den Aether fliegt und Jupiter selbst mit Furcht erfüllt, mit Schrecken die Götter.“

Durch ein köstliches Göttermahl, das Vulkan bereitete, und bei welchem Bacchus Nektarströme fließen ließ, die Horen den Göttersaal mit Rosen bestreuten, die Grazien ihn mit Wohlgerüchen erfüllten und Venus tanzte, wurde die Vermählung gefeiert.

Amors und Psyche's Ehe ward später durch eine Tochter gesegnet, die den Namen „Voluptas“, Glückseligkeit, erhielt.

So weit der Roman.

Der Umstand, meine Hochverehrten, daß Apulejus der jüngsten Königstochter den Namen „Psyche“ beilegt, welches Wort in der griechischen Sprache bekanntlich „Seele“ bedeutet, hat zu den verschiedensten Zeiten viele Denker die Behauptung aufstellen lassen, daß der besprochene Roman eine Allegorie sei. Nach ihrer Meinung soll darin dem Leser ein philosophischer oder religiöser Gedanke zur anschauenden Erkenntniß gebracht werden.

So hat schon im 6. Jahrhundert Fulgentius, Bischof von Karthago, jeder in dieser Geschichte auftretenden Person, wie jedem darin erzählten Factum eine gewisse Deutung gegeben, welche dahin zielt, das Ganze als eine Darstellung von der Seele zu bezeichnen, die durch die Begierden nach den Freuden der Erde sich selbst ihrer göttlichen Hoheit beraubt.

Von diesen Deutungen will ich nur einige herausheben:

Nach Fulgentius ist der König und die Königin, — Gott und die Materie, das Land in dem sie herrschen, — die Welt, die älteren Schwestern Psychens — das Fleisch und der freie Wille, Cupido — die Begierde, die verborgene Lampe — das im Inneren des Menschen lodernde Feuer der Leidenschaft.*)

Andere hingegen wollten darin eine Schilderung von der Vereinigung der Seele mit der Liebe erkennen, welche die Glückseligkeit zur Folge habe.

Noch Andere aber glauben darin vorzüglich einen Hinweis erblicken zu müssen, wie die dem Menschengeschlechte innewohnende Neugierde die Quelle der Sünde, des physischen Uebels, des Todes sei.

Thorlac, ein moderner Gelehrter, behauptet wiederum, die Erzählung wolle eine Apotheose der vertrauensvollen ehelichen Liebe und Treue bezwecken. Hierbei betont er scharf, daß gerade eine alte, also eine erfahrene Frau diese Geschichte einem jungen, also noch unerfahrenen Eheweibe erzählt und daß Psyche

*) Fulgentius mythol. III. 6: De Psychi et Cupidine.

sich ein wenig Schönheit aus der Büchse aneignen will, um ihrem Gemahle besser zu gefallen. *)

Ohne einer dieser Deutungen ihre wohlbegründete Berechtigung absprechen zu wollen, glauben wir indeß in dieser poetischen Darstellung noch eine andere religiöse Idee finden zu dürfen, sobald wir folgende Momente ins Auge gefaßt haben.

Der römische Amor ist bekanntlich nichts Anderes als der griechische Eros. Nach den älteren Vorstellungen der Griechen war aber Eros der älteste der Götter, das Princip der Weltbildung, die aus dem Weltei hervorgegangene Gottheit, ja gewissermaßen Zeus selbst, wenn dieser richtig aufgefaßt wurde. **)

Erst später verstand man unter Eros auch den jüngsten der Götter, den mit Fackel, Bogen und Pfeilen bewaffneten Götterknaben.

Pausanias nennt in seiner Theogonie***) jenen — den himmlischen Eros, der vor allen anderen Göttern ohne Eltern, durch sich selbst geworden, und die Menschen antreibt, die Schönheit der Seele zu

*) Thorlacius fab. de Psyche et Cupidine. Kopenhagen 1801. opp. I. pag. 372.

**) Vgl. Welckers Mythologie I. 332: „Eine Stelle bei Hesychius: *Ἐρως ὁ Ζεύς* scheint sagen zu wollen, wenn ihr Zeus richtig aufsaßt, so habt ihr in ihm euren Eros!“

***) IX 27. vgl. Cic. d. nat. deorum III. 23.

suchen und sich in der Tugend zu vervollkommen; diesen aber den gemeinen Eros, der den Menschen anspornt, den flüchtigen Reiz des Körpers zu lieben, das ist der schalkhafte Sohn der Venus-Aphrodite.

Ferner ist zu merken, daß schon im Geiste alter Culturvölker der Gedanke tief wurzelte, der Mensch könne die höchste Gottheit nicht mit seinen fleischlichen Augen schauen.

Die Bibel lehrt dies ausdrücklich in den Worten, welche sie Gott an Moses richten läßt:

„Nicht schauet der Mensch nicht so lange er lebt“,
und „du wirst nur meine Rückseite sehen, aber mein
„Antlitz kann nicht geschaut werden.“ *)

Die griechische Mythologie ertheilt dieselbe Lehre auf drastischere Weise in dem bekannten Mythos von Jupiter und Semele. Wir haben hierbei nur nöthig an Schillers Worte zu erinnern, die er im Geiste der Griechen, Juno mit Bezug auf Zeus sprechen läßt:

„Fressendes Feuer seine schmachtenden Blicke,
„Seine Rüsse Bermalung, Gewittersturm
„Seine Umarmung dir! — Menschliche Leiber
„Mögen nicht ertragen die Gegenwart
„Deß, der die Donner wirft!“ **) —

*) 2. B. Mos. 33, 20. 23.

**) Semele Scene I.

Nun mochte aber ein griechischer Mythos vorhanden gewesen sein, welcher die Vereinigung des himmlischen Eros mit der Psyche, der menschlichen Seele, zum Gegenstande hatte.

Apulejus, der nach Annahme der meisten Gelehrten die Bausteine zu seinem Romane aus ihm bekannten griechischen Mythen zusammengetragen, wählte nun jene Sage von der Vereinigung des Eros und der Psyche als Vorwurf für seine Erzählung. Hierbei setzte er jedoch an die Stelle des himmlischen Eros — den gemeinen Eros, weil sich dieser mehr für die gefällige Form eines Romans eignete und zu mannichfachen interessanten Motiven und Situationen, wie zu zierlichen geistigen Arabesken Gelegenheit bot.

Betrachten wir demnach den mit Psyche verbundenen Eros als den mächtigen Urgott, so können der Erzählung folgende Ideen zu Grunde liegen:

Die menschliche Seele vermag während ihres irdischen Lebens Gottes Antlitz, sein eigentliches Wesen, nicht zu schauen. Darum soll sie denn auch auf Erden nicht nach den letzten Gründen der Dinge forschen, selbst wenn die beiden Schwestern der Seele, die Begierde und die Zweifelsucht, sie zu dieser Forschung antreiben. Denn wenn sie den Rathschlägen ihrer Schwestern ein geneigtes

Ihr leihet und mit der in ihr verborgenen Lampe des Geistes der Gottheit ins Antlitz leuchtet, läuft sie Gefahr, ihren Gott ganz und gar zu verlieren. Er entschwindet ihr, und erst wenn sie von Sorge und Trauer, den Dienerinnen der Venus, gezeihelt worden und des Lebens — Geduld, Muth und Klugheit erfordernde, — mühevolle Arbeit vollbracht, der Erde Leiden überstanden, wird sie, wie Psyche von Amor, dem Liebesgotte, also vom Gotte der Liebe aus dem Todeschlafe, welcher den sie bergenden Leib befallen, erweckt und in den Himmel gebracht. Dort reicht ihr Gott die Nektarschale der Unsterblichkeit, vermählt sich mit ihr, und aus dieser Vermählung erwächst ihr die „Voluptas“, die ewige Glückseligkeit.

Wir dürfen uns indeß nicht wundern, solche theosophische oder theologische Wahrheiten aus dem Munde eines heidnischen Schriftstellers zu vernehmen, denn Apulejus war, wie seine übrigen Schriften bezeugen, mit den philosophischen Systemen der Alten wohl vertraut und in die Mythen, in die Geheimlehren damals vorhandener religiöser Bruderschaften eingeweiht. Ja, er hatte die vorgeschriebenen Weißen jener

Geheimlehren vollständig erhalten und preist dieselben in seinen Metamorphosen als heilbringend.

Die Geweihten dieser Bruderschaften waren aber Inhaber einer höheren Weisheit, die auf eine Offenbarung Gottes an die ersten Menschen, oder auf eine indische oder ägyptische Urweisheit, ja nach Manchen sogar auf die Offenbarung des alten Testaments zurückzuführen ist.

Zur Zeit des Apulejus war der Glaube an das griechische Götterwesen in den Herzen der Völker bereits aufs Tiefste erschüttert. Der aufgeklärte Geist spürte damals einen monotheistischen Zug in sich und sehnte sich nach einem höheren geistigen Glauben.

Hierfür zeugen mehrere Stellen im Romane selbst, in welchem der Verfasser manchen ironischen Pfeil auf die Unsterblichen des Olymps abschießt. So z. B. der Ausruf des Merkur auf Erden, die Androhung der Geldstrafe für den Gott, der nicht im Götterrathe erscheinen würde.

Jene geheimen Genossenschaften, die gewiß auch bereits manche Ideen des Judenthums und Christenthums in sich aufgenommen, welches letztere damals schon andert-
halb Jahrhunderte bestanden und unter den Heiden viele Anhänger gefunden hatte, strebten daher dem weniger denkfähigen Manne einen gewissen religiösen Halt zu

verleihen, ihn sittlich zu heben und ihm über die dunklen Punkte des Jenseits Beruhigung zu verschaffen.

Einen Beitrag hierzu wollte nun Apulejus in Amor oder Eros und Psyche liefern, indem er in der anziehenden, damals so sehr beliebten Form eines allegorischen Romans dem denkenden Geiste eine Fülle erhabener, religiöser Gedanken zuführte und ihm vielleicht auf diese Weise die mystischen Lehren der religiösen Bruderschaft erschloß, deren Mitglied er selber war.

Ich kann meinen Vortrag nicht schließen, ohne noch zu erwähnen, daß Apulejus' Eros und Psyche nicht nur manch denkenden Kopf angespornt, den tieferen Sinn dieses Romans zu ergründen, sondern auch manche bildende Hand in Bewegung gesetzt hat, um seinen Inhalt für das beschauende Auge durch Pinsel und Meißel künstlerisch zu gestalten.

Der drängenden Zeit wegen will ich von allen Malern, welche Momente aus unserm Romane als Vorwürfe für ihre Kunst gewählt, nur denjenigen nennen, von dem Lessing in seiner Emilia Galotti behauptet, er wäre das größte malerische Genie gewesen, auch wenn er unglücklicher Weise ohne Hände geboren worden wäre.

Ich meine Raphael.

In der kleinen römischen Villa, die seitdem sie der Cardinal Alexander Farnese *) gekauft, die Farnesina

*) 1589 gest. 96 Jahre alt.

genannt wird, malte er nämlich in enger Anschließung an den lateinischen Text die märchenhafte Liebes- und Lebensgeschichte der Prinzessin Psyche in einer bedeutenden Anzahl von Compositionen, in denen „Anmuth und Liebreiz um den Vorrang streiten.“

An der einen Hauptdecke der Farnesina, zur rechten Hand am Eingange in den Saal, erblickt man die Götterversammlung, vor welcher Amor, seiner Mutter Venus gegenüber, seine Rechtssache führt. Die auf der einen Stelle sichtbaren Göttinnen Juno, Pallas und Diana scheinen sich auf Cupidos Seite zu neigen. Außerdem befindet sich auf dieser Decke Merkur, Psyche die Schale der Unsterblichkeit reichend.

Die andere Decke zeigt das Göttermahl oder den Hochzeitschmaus, der Amors und Psychens Vermählung zu Ehren gegeben ward. Das neuverbundene Ehepaar sitzt hier in der Mitte des Tisches, versunken im Entzücken, sich nach so vielen überstandenen Gefahren wieder zu besitzen. Unter anderen Figuren bemerkt man da Vulkan als Koch, Bacchus als Kellermeister, die lieblichen Horen Blumen streuend, die Grazien das Haupt der Neuvermählten salbend, und Venus zu Ehren des festlichen Tages tanzend.

Außerdem enthalten noch zehn, in den Zwischeln zwischen den Fenstern befindliche Gemälde Scenen aus unserem Romane, von denen das erste Venus darstellt, ihrem

Söhne Psyche zeigend und ihn beschwörend, Rache für sie zu nehmen. Amor bereitet sich dazu vor, mit seinem Pfeile auf Psyche zielend. Doch erblickt man diese selbst nicht, was von Kunstkennern getadelt wird. Das letzte dieser zehn Bilder stellt Merkur vor, wie er Psyche in den Olymp führt.

Als das schönste Gemälde der Gallerie betrachtet man allgemein das zweite der zehn Abbildungen, welches zwei Grazien darstellt, denen Amor seine Geliebte zeigt, die aber auch hier unsichtbar ist.

Der Bologneser Schneider und nachherige berühmte Maler Hannibal Carracci hat dieses Gemälde copirt.

Diese Fresken, durch welche sich Raphaels Ruhm weithin verbreitete, sollen jedoch größtentheils nur von Raphaels Gehilfen ausgeführt sein. Seine Meisterhand, vermuthet man, habe nur an einigen Stellen nachgeholfen, nachdem er die Cartons zu dem Ganzen geliefert hatte.

Vor mehreren Decennien fand sich in Florenz ein Oelgemälde vor, welches den ersten Theil unsres Romans darstellt, und das von vielen Kunstkennern ebenfalls Raphael zugeschrieben wird.

Ebenso wird eine Darstellung der Geschichte der Psyche in 32 Zeichnungen als Raphaels Werk betrachtet.

Diese Zeichnungen beginnen mit der Abbildung der Herbergsmutter der Räuber, wie sie der gefangenen jungen Ehefrau die Geschichte von Amor und Psyche erzählt, und

schließen mit der Vermählung des getrennt gewesenen Paares.

Diese Compositionen werden jedoch von einigen Kunst Kennern nicht als Raphaelische Entwürfe bezeichnet; sie sollen vielmehr dem niederländischen Historienmaler Corcís ihr Dasein verdanken, einem jüngeren Zeitgenossen Raphaels, der denselben fleißig studirt hatte.

Nach Corcís*) stach August von Venedig 32 Blätter aus der Fabel Amor und Psyche. Außerdem dienten sie auch als Muster zu einer Reihe von Glasmalereien.

Uns zur plastischen Kunst wendend, wollen wir zunächst bemerken, daß mehrere in verschiedenen Kunstkabinetten befindliche Gemmen des Alterthums Scenen aus Apulejus' Romane aufweisen.

Manche Gelehrte wollten hieraus schließen, daß jener Roman älter als ihr Verfasser sei, und dieser demnach den ganzen Stoff vorgefunden habe. Es ist indeß nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen, daß jene geschnittenen Steine nicht aus einer jüngeren, als der Apulejischen Zeit stammen.

Ebenso wenig kann man das höhere Alter der Apulejischen Erzählung aus einer Marmorgruppe folgern, in welcher in der zartesten, geistvollsten Erfindung und der vollendetsten Ausführung Eros und Psyche, sich zärtlich

*) Gest. 35 Jahre alt im Jahre 1592.

umarmend, gemeißelt sind. Mit inniger Sehnsucht halten sie sich umschlungen und streben, sich in einem Kusse zu vereinigen.

Denn obgleich diese Gruppe eines unbekannten Künstlers muthmaßlich zur Zeit des bucolischen Dichters Theocrit^{*)}, also um 296 v. Chr., und nach Ansicht Einiger sogar schon im Zeitalter des Praxiteles, also 364 v. Chr. entstanden ist; so läßt dies doch nur voraussetzen, daß der Gedanke der Verbindung der Seele mit Eros, oder mit der Liebe, bereits einer früheren Epoche angehört, nicht aber zugleich, daß in jener Zeit der Gesamtstoff des besprochenen Romanes bekannt gewesen.

In dieser Gruppe wird, wie in vielen anderen Kunstwerken, Psyche als junges Mädchen mit Schmetterlingsflügeln dargestellt; häufig begegnen wir jedoch ihrer Vorstellung durch einen bloßen Schmetterling. So beispielsweise in einem Relief eines Capito-

^{*)} Conze Dissertatio: De Psyches Imaginibus quibusdam, Berol. 1855, p. 11. Er stützt seine Behauptung auf den Nachweis, daß in der, den irocritischen Hirtengedichten vorausgegangenen, griechischen Literatur die Liebe und Freundschaft nicht durch den Kuß auf den Mund, sondern durch den auf die Hand, das Knie, den Kopf, die Schultern und die Augen gefeiert werden. Da nun, schließt er, nach Ansicht der Gelehrten, die bildende Kunst mit der Poesie Hand in Hand gehe, so dürfte der Bildhauer nicht einem Liebeszeichen Ausdruck gegeben haben, das nicht schon der Dichter als solches sanctionirt hatte.

linischen Sarkophags. Auf demselben bemerkt man unter vielen anderen Figuren Prometheus sitzend, neben sich einen Korb mit Thon. Er hält ein soeben vollendetes Menschenbild auf den Knien, welchem die neben ihm stehende Minerva einen Schmetterling, die belebende Psyche, aufs Haupt setzt.

Ebenso wird Eros in seiner Knabengestalt abgebildet, einen Schmetterling mit einem Netze oder einer Leimruthe fangend, oder auf dem Rücken seiner Hand haltend.

Der Gedanke, daß die Liebe der Seele auch Qualen bereite, gab den Künstlern Veranlassung, auch einen quälenden Eros zu bilden. So erblickt man ihn häufig mit einer brennenden Fackel bewaffnet, deren Flamme ein Schmetterling zuschlägt, seine Flügel daran versengend.

Zu dieser Abbildung führte wol die Beobachtung, daß die Nachtfalter dem Lichte zuschlagen und an ihm sich verbrennen.

Der Grund aber, warum die Griechen die Schmetterlingsflügel und den Schmetterling als Symbol der Seele gewählt haben, ist folgender:

Das griechische Wort „Psyche“ bedeutet ebenso wol Seele als Schmetterling. Da nun die Griechen bereits geglaubt haben, daß des Menschen Seele sich von dem sterbenden menschlichen Leibe trenne, um sich zum Himmel emporzuschwingen, so war es ganz natürlich,

Psyche, die Seele, bildlich zu bezeichnen durch Psyche, den Schmetterling, der sich aus Raupe und Puppe, also gleich jener aus einem todtten Leibe, entfaltet, um ebenfalls nach der Höhe zu schweben.

Diese Darstellungsweise konnte sich jedoch bei den Griechen erst in der Zeit bilden, in welcher bei ihnen eine reinere Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele allgemeines Eigenthum der Geister geworden war, was wol erst längere Zeit nach Sokrates und Plato der Fall gewesen.

In einer früheren Epoche lebte bei den Hellenen der Glaube, daß die erkennbaren Schatten der Abgeschiedenen in den Hades gelangen. Darum bildeten sie zu jener Zeit die Seele nicht in der Gestalt eines zarten, mit Schmetterlingsflügeln geschmückten Mädchens oder eines bloßen Schmetterlings. Sie stellten sie vielmehr als eine kleine Figur dar, mitunter gerüstet und gekleidet, wie der Verstorbene im Leben war, oft auch mit Flügeln versehen, jedoch nicht mit Schmetterlingsflügeln. Die kleine Gestalt sollte bezeichnen, daß es nicht mehr der wirkliche, thatkräftige Mensch sei, sondern nur sein Schatten, und die Flügel charakterisirten die lustige Natur der Gestalt.*)

*) Vgl. Plut. „de sera numinis vindicta“ Cap. 22 pag. 365 f.: wo Thespeius aus Soli erzählt, er habe die Seelen der Sterbenden in menschlicher Gestalt nur in verkleinertem Maße gesehen. . . . „ἐκάλουν τῶν ἐχούσας ἀνθρωποειδῆ, τοὺς δ' ὄγκον εὐκρατεῖς.“

Die so dargestellten Schattenbilder nannten aber die Griechen nicht *Psyche*, sondern schlechtweg „*eidolon*“, Bild, Schattenbild.

Ueber *Eros*' oder *Amors* künstlerische Darstellung gibt uns die griechische Götterlehre folgende Auskunft: „*Eros*“, erzählt sie, „wuchs nach seiner Geburt nicht. Seine darüber beunruhigte Mutter *Aphrodite* frug die *Themis*, die damals noch das Orakel zu *Delphi* hatte, um Rath. Diese gab ihr den „Aufschluß, *Eros* bedürfe, um zu wachsen, eines „*Anteros*, d. h. eines Gegeneros, mit dem er „Umgang pflege. Hierauf schenkte ihm *Venus* einen „Bruder, einen *Anteros*, und die Brüder liebten „sich gegenseitig und wuchsen, wurden aber nie groß, „behielten immer Knabengestalt.“*)

Dieser *Rhythmus* will allerdings zunächst erklären, daß die Liebe, „*Eros*“, nur gedeihen, wachsen könne, wenn sie „*Anteros*“, Gegenliebe, findet; zugleich belehrt er uns aber, warum die Künstler den Liebesgott immer nur als Knaben abbilden. Freilich wird hier nur ein äußerer Grund dafür angegeben; die Sage selbst ist jedoch nur die durchsichtige Schale eines gediegenen Kerns, in ihr liegt ein tieferer Gedanke verborgen.

Die psychologischen Motive nämlich für die Knabengestalt des *Eros* sind augenscheinlich einerseits der Cha-

*) Vgl. *Themistius Or.* XXIV p. 367.

rafter der Schalkhaftigkeit und des knabenhaften Muthwillens, welchen die Liebe häufig annimmt, andererseits aber das Streben des Menschen den Gegenstand seiner Liebe wie ein Kind zu hätscheln, zu verwöhnen.

Hierzu kommt noch, daß die Liebe nicht die Frucht des kalt überlegenden Verstandes, des mannbaren Denkens ist, sondern die Eingebung des warm empfindenden Herzens, des naiven, kindlichen Fühlens: „Sie kommt und sie ist da.“

Darum zeigen uns die Künstler den Eros in Knabengestalt selbst da, wo er mit Psyche verbunden erscheint; sie überragt ihn allenthalben an Größe.

So stellte ihn auch in neuerer Zeit Canova in einer Marmorgruppe von Amor und Psyche dar. Psyche hält da einen Schmetterling mit zarten Fingern bei den Flügeln und setzt ihn in die offene Hand, welche der Knabe Amor ihr hinreicht.

Von demselben Künstler besitzen wir indeß noch ein anderes trefflich ausgeführtes Kunstwerk, das uns Amor und Psyche in einer der interessantesten Situationen vor's Auge führt, die uns Apulejus in seinem Romane schildert.

Wir erblicken hier Psychen auf einem Hügel liegend in dem Augenblicke, da sie vom stygischen Schlafe umfangen worden. Amor, der herbei geschwebt, beugt sich voll Gärlichkeit schützend über sie; sie hebt noch schlafend

ihr Haupt, und ihre zurückgeworfenen Arme ergreifen voll Innigkeit den sie erweckenden Geliebten, den sie für sich verloren glaubte. Auf dem Hügel erblickt man auch die offene Büchse.

In dieser Gruppe aber zeigt sich uns Amor nicht wie gewöhnlich, in knabenhaftem Wuchse, sondern in großer, prächtiger Jünglingsgestalt.

Diese Auffassung stimmt allerdings mit Apulejus' Erzählung nicht überein; denn in derselben wirft die gegen Amors Vermählung mit Psyche sich sträubende Venus unter Anderem ihrem Sohne vor, daß er noch Knabe sei und schon an die Wahl einer Gattin denken wolle. Canovas Darstellung harmonirt aber, wenn auch nicht mit dem Wortlaute, so doch mit dem Geiste des Romans und ihr dürften die Worte als Rechtfertigung dienen, welche Göthe in seinem Tasso*) der Gräfin Leonore in den Mund gelegt:

„Die Liebe zeigt in dieser holden Schule

„Sich nicht wie sonst, als ein verwöhntes Kind:

„Es ist der Jüngling, der mit Psyche sich

„Vermählte, der im Rath der Götter Siz

„Und Stimme hat“

*) I. Act, 1. Scene.

II.

Der Traum.

II

Dr. Ginn.

Die Entwicklung alles Seins beruht auf dem Gegensatz, und so kommt auch das menschliche Leben, körperlich wie geistig, nur durch Hilfe von Gegensätzen zur gedeihlichen Entfaltung.

Aus den Gegensätzen, welche das menschliche Leben bedingen, heben wir hier nur Wachen und Schlafen heraus, ohne deren abwechselndes Eintreten unser Ich nicht zu seiner naturgemäßen Ausbildung gelangen könnte, ja ohne deren alternirendes Wirken unsere sämtlichen Kräfte allmählich versiegen und gar rasch ihrem Auflösungsprozesse entgegenschreiten würden.

Wenn aber auch mit den Zuständen des Wachens und Schlafens die Begriffe von Thätigkeit und Ruhe unzertrennlich verbunden sind, so wären wir doch in einem Irrthum befangen, wenn wir glaubten, die unser Leben vermittelnden Organe seien während unsers Schlafes einer völligen Unthätigkeit anheimgegeben, trügen lediglich durch das Ausruhen von ihrer, während unsers Wachens verrichteten Arbeit zur Erhaltung und Kräftigung unsers Selbstes bei.

Wird die Erde von den Armen des Winterschlafes umfassen, so gewahrt allerdings das menschliche Auge unmittelbar auf ihr nirgends Leben und Bewegung; aber dennoch arbeiten in ihrem Inneren die Kräfte der Natur ununterbrochen fort. Die Erde ernährt da mit ihren Säften die in ihrem Schoße wurzelnden Pflanzen, und bereitet sie auf geheimnißvolle Weise für die Zeit vor, in welcher sie buntgeschmückt in die Welt der Erscheinungen treten sollen.

Ebenso verhält es sich mit dem Menschen. Obgleich er im Schläfe als ein Bild der Ruhe erscheint, weder einen Eindruck von der Außenwelt empfängt, noch eine Veränderung in sie hineinträgt, sind seine Kräfte dennoch nicht müßig.

Die Thätigkeit der Funktionen, die der Ernährung dienen, dauert in ihm fort, die ganze Maschinerie des pflanzlichen Lebens, der Blutumlauf, das Athmen, die Verdauung, bleibt in Bewegung, und die Organe, welche bisher anderweitig zu sehr beschäftigt waren, um für die eigene Kräftigung sorgen zu können, wie das Gehirn, die Nerven und die angestregten Muskeln, holen nunmehr das Versäumte nach.

Doch nicht nur physisch, körperlich, sondern auch psychisch, geistig, arbeitet der Mensch im Schläfe. Wir befreien da unsern Geist von den unbedeutenderen Eindrücken des wachen Lebens, während wir die bedeutenderen,

mächtigeren, ihm um so tiefer einprägen, und sammeln uns innerlich, indem wir in unser Selbst zurückgezogen leben.

Die Kräfte indessen, welche beim schlafenden Menschen, wenn auch nicht vollständig feiern, so doch in ihrer Thätigkeit die höchste Beschränkung erleiden, sind die der Empfindung und des Willens. Beide haben nämlich ihren Ursprung in dem Theile des menschlichen Körpers, den wir als die Werkstätte unserer Gedanken, als den eigentlichen, leiblichen Träger unserer Seele bezeichnen, im Gehirn. In demselben haben wir physisch die Quelle zu erblicken, aus welcher unser Empfinden und Wollen ihre Nahrung schöpfen, das Triebrad, das beide in Bewegung setzt. Das Gehirn ist aber zugleich das Organ, in welchem durch das zeitweilige Einstellen seiner Thätigkeit sich der Prozeß des Schlafens vollzieht, und von wo aus der Schlaf unsere Sinnesorgane in Fesseln schlägt.

Daß aber die Gehirnthätigkeit und folglich auch die von ihr abhängende Aeußerung des Willens und der Empfindung, im Schlafe nicht ganz aufhören, geht schon daraus hervor, daß wir uns selbst im tiefsten Schlafe unbewußt aus einer unbequemen Lage in eine bequeme bringen, daß ferner unsere Sinne einen starken Schall, einen außerordentlichen Lichtstrahl dunkel empfinden,

oder gar durch dieselben zu neuer Thätigkeit angeregt, d. h. geweckt werden.

Einen andern Beweis dafür liefern jene Bilder, die uns in dunkler Nacht zu umgaukeln pflegen, jene Gestalten, die uns dann unsere Phantasie vorzaubert, jene wunderbare Welt, die sich zuweilen aufbaut vor unserm geistigen Auge, wenn unser leibliches sich zur süßen Ruhe geschlossen: die Bilder, die Gestalten, die Welt des Traumes.

Es ist wol Niemand in dieser hohen Versammlung, der jene Bilder und Gestalten nicht schon wahrgenommen, Niemand, der nicht schon in jener Zauberwelt des Traumes geweilt und aus ihr Erinnerungen mitgebracht hätte ins wache Leben.

Zu dieser Voraussetzung berechtigt der Umstand, daß selbst Säuglinge*), wie dies ihre eigenthümlichen Mundbewegungen im Schlafe bekunden, von Traumbildern umschwebt werden, wodurch der Traum so innig verwebt mit der menschlichen Natur erscheint, daß mit Bestimmtheit behauptet werden darf, es gibt keinen Menschen, der nie geträumt hätte.

*) Aristoteles behauptet dagegen in seiner Schrift: „Ueber die Träume“ III. gegen Ende, daß Kinder nicht träumen, ... „οὐδὲ τοῖς παιδίοις γίνεται ἐνύπνιον“ und ferner: „Ὡδὴ δὲ τῶν συμβέβηκεν ὥστε μηδὲν ἐνύπνιον εἰσραχέσθαι κατὰ τὸν βίον. Σημαντιὸν μὲν ὡν τὸ τοιοῦτόν ἐστι συμβαίνει ὁμοίως. Es kommt aber bei Manchen vor,

Freilich wird erzählt, Lessing habe nie geträumt. Diese Erzählung ist jedoch nur als Märchen zu betrachten, gedichtet, um zu zeigen, daß dieser große Gedankenmeister mehr als Mensch war; im Grunde aber wäre er durch ein völliges, d. h. traumloses Schlafen seines Geistes im Schlafen, gleichwie nach der Behauptung Dajas, Necha durch „das Schlafen ihres Geistes im Wachen weniger als Thier“ gewesen. Denn auch Thiere träumen, wie aus dem Wiederkäuen des Rindes, aus dem Ohrenspitzen des Pferdes, aus den Fußbewegungen und dem leisen Anschlagen des Jagdhundes im Schlafe mit Recht geschlossen wird.

Da aber alle Menschen träumen, so interessirt es natürlich auch Jedermann zu erfahren, woher die Träume kommen.

Ehe ich jedoch zu dem Versuche schreite, diese Frage zu beantworten, gestatten Sie mir, meine Hochverehrten, die Bemerkung, daß ich mir nur die Aufgabe stelle, den Traum im engsten Sinne des Wortes zu beleuchten. Ich schließe nämlich wegen des engen Zeitrahmens, in welchen ich meinen Vortrag spannen muß, die Abarten und krankhaften Auswüchse des Traumes, wie das Sprechen im Schlafe, den Somnambulismus, die Visionen,

daß sie im ganzen Leben Nichts träumen; dies ist allerdings selten, aber doch bisweilen der Fall.

von meiner Besprechung aus. Meine Frage: „Woher kommen die Träume?“ gilt also nur den Traumerscheinungen, welche den gefunden, im Schlafe ruhenden Menschen bisweilen umflattern.

I.

Legen wir diese Frage den Physiologen vor, so erwidern sie uns: „Traumerscheinungen treten immer nur dann bei uns ein, wenn unser Schlaf durch innere oder äußere Einflüsse eine Störung erleidet“, so daß wir demnach im tiefen Schlafe niemals träumen.

Als innere Einflüsse bezeichnen sie das vegetative Leben, den Blutumlauf, das Athmen, die Verdauung. Sind diese nicht im normalen Zustande; ist z. B. der Blutumlauf durch den Genuß von geistigen Getränken erhöht, die Verdauung durch eine schwere Speise gestört, das Athmen durch eine unbequeme Lage behindert, so erzeugt dies in uns eine Unbehaglichkeit, durch welche unsere Gehirnthätigkeit angeregt wird. Diese Erregung aber theilt sich dann auch unseren Sinnesnerven derart mit, daß wir Sinneserscheinungen haben, wie wir sie im wachen Zustande wahrzunehmen gewöhnt sind.

Dieselbe Wirkung bringen auch äußere Ursachen hervor, z. B. ein Lichtstrahl, der zu unserm Auge, ein Schall, der zu unserm Ohre dringt, der Stoß an einen harten Gegenstand, in dessen Folge wir einen Schmerz

empfinden, wenn der Strahl, der Schall, der Stoß nicht mächtig genug sind, uns ganz und gar ins wache Leben zurück zu rufen.

So richtig aber diese Erklärung auch sein mag, zeigt sie uns dennoch nur den Schlüssel, der uns die Traumwelt eröffnet, die Pforte, durch welche wir in dieselbe einziehen, die Art und Weise, wie der Traum entsteht. Hiermit ist aber unsere Wißbegierde noch keineswegs befriedigt; wir verlangen mindestens ebenso sehr, belehrt zu werden, wie die Traumwelt selbst sich aufbaut, woher sie sich das Material zu ihren Gestaltungen verschafft, aus welcher Quelle der Traum seinen Inhalt schöpft.

Um aber hierüber Aufschluß zu erhalten, müssen wir uns mit unserer Frage, woher die Träume kommen, nicht an die Physiologen, sondern an die Psychologen wenden.

Da begegnen wir denn auf dem Gebiete der Psychologie einem jetzt noch lebenden hervorragenden Denker*) — und zwar einem solchen, der nicht den modernen, sogenannten materialistischen Standpunkt einnimmt, sondern in seinem Herzen noch den guten alten Glauben an eine mit dem menschlichen Leibe verbundene göttliche Seele trägt — welcher, der physiologischen Ansicht entgegen,

*) Folgende Lehre über den Traum trug, wie der Verfasser sich von seiner Universitätszeit her erinnert, Herr Professor Branitz in Breslau in seinem Collegium über Psychologie vor.

die Lehre aufstellt, daß der schlafende Mensch immer träume.

Die Seele, meint er, spinne im Schlafe die Gedankenfäden fort, welche sie im wachen Zustande begonnen, oder reproducire früher Gesehenes, Gehörtes, Gedachtes ebenso wie im Wachen, mit dem Unterschiede nur, daß es im letzteren Zustande auf geregelte Weise, in ersterem aber regellos geschieht. Regellos, weil da der Phantasie freier Spielraum gegönnt ist, während ihr sonst die Denkkraft Zügel anlegt. Wenn jedoch der Mensch beim Erwachen häufig nicht nur seine Träume vergessen, sondern sich überhaupt nicht erinnert, geträumt zu haben, so trägt sein tiefer Schlaf die Schuld. Nur die Träume denkt er, welche im Augenblicke des allmählichen Erwachens — also zumeist in den Morgenstunden — den Heerd seiner Empfindungen umgankelten. Und ob er da auch oft glaube, recht lange geträumt zu haben, und ob er sich da auch sage: „Ich habe eine ganze Begebenheit geträumt, zuerst kam das, dann das u. s. w. und schade, gerade bei diesem Punkte der Begebenheit erwachte ich“; so hat er dennoch alle diese Bilder auf ein Mal im Momente seines Erwachens geschaut, und er erwachte nicht gerade, wie er an diesen Punkt der Begebenheit gelangt war, sondern erinnert sich seines Traumes überhaupt nur, weil er erwacht ist.

Denn im Traume stehen, nach der Behauptung jenes Denkers, alle Bilder zugleich vor unserm geistigen Auge, wie etwa in einem Magazine alle Verkaufsgegenstände zu gleicher Zeit vor unserm körperlichen Auge ausgebreitet liegen, und wir ordnen jene Bilder erst wachend der Reihenfolge nach, weil wir im wachen Leben eine Begebenheit nur in einer bestimmten Reihenfolge wahrzunehmen gewöhnt sind.

Dieser Theorie des Traumes können wir freilich schon aus dem Grunde nicht ganz beipflichten, weil wir derselben zufolge doch an jedem Morgen mit der Erinnerung an den Traum aufwachen müßten, der uns unmittelbar vorher umschwebte. Empfehlenswerth scheint indessen die Hypothese, daß die Traumbilder alle zu gleicher Zeit im Augenblicke des Erwachens unserm Geiste vorschweben. Anerkannt ist es wenigstens, daß sie mit Blitzesschnelle an uns vorüberziehen, so daß ein Traum mit noch so vieler Abwechslung nur sehr kurze Zeit währt, wie lange er uns auch vorkommen mag. Dafür legen Viele Zeugniß ab, die durch einen nahen Pistolenschuß aus ihrem Schlafe geweckt worden. Im Augenblicke des Erwachens durchlebten sie eine ganze Begebenheit, stellten sich ihrem inneren Auge die mannichfaltigsten Scenen einer großen Schlacht dar, die mit einem Schusse endigten. *)

*) K. Bernstein, Aus d. Reihe d. Naturw. Bd. 9. S. 19.

Außerdem läßt es sich durchaus nicht leugnen, daß unsere Seele im Schlafe häufig das reproducire, was sie am Tage vorher oder auch in früheren Tagen gesehen, gehört oder gedacht, und namentlich woran sie ihre Thätigkeit anhaltend geübt hat.

Solche Reproductionen sind dem Nachklange berührter Saiten oder einer verklungenen Melodie zu vergleichen. Rührt auch unsere Hand nicht mehr das Saitenspiel, so hallen die Töne, die wir ihm entlockt, dennoch summend nach, oder die vernommene Melodie schwebt noch unserm Ohre vor, wenn sich auch bereits die Tonwellen beruhigt haben.

Borzüglich aber wird von unserer Seele im Schlafe das reproducirt, was im Wachen weniger unsere Vernunft, als unsere Phantasie lange Zeit beschäftigt hat. Die fessellose Einbildungskraft ergreift dann zuweilen ihren Zauberpinzel und malt das, was sie am Tage, vom vernünftigen Denken gezähmt, nur als schwache Schattenrisse entworfen, in der Nacht mit bunten Tinten zu vollen Traumbildern aus.

So behauptet auch ein gegen das Ende des 2. Jahrhunderts lebender Gelehrter des Morgenlandes:*) „Der Traum zeigt dem Menschen nur seine eigenen Gedanken.“ Diese Behauptung stützt er merkwürdiger Weise auf die

*) Thalmod Tract. Berachoth 55b.

Worte, welche einst der Prophet Daniel an Babylons König, Nebukadnezar, gerichtet, ihm jenen berühmten Traum erzählend und deutend, den der gewaltige Eroberer geträumt und vergessen hatte.

Diese Worte lauten:

„Dein Traum und was dein Geist geschaut, kam
 „daher. Dich, o König, beschäftigten deine Ge-
 „danken auf deinem Lager, was denn wol nach
 „diesem, d. h. in späterer Zeit, sein werde, und
 „der Offenbarer der Geheimnisse hat dich wissen
 „lassen, was da sein wird. Wir aber
 „ist das Geheimniß geoffenbaret worden, daß ich
 „den König die Deutung wissen lasse, und du deines
 „Herzens Gedanken erführest.“

Aus den Schlußworten „und du deines Herzens Gedanken erführest“, folgert nun jener Gelehrte, der König habe durch seinen Traum nur die Gedanken seines Herzens erfahren.

Betrachten Sie indeß, meine Hochverehrten, diese Folgerung nicht als eine sophistische, nur auf Wortklauberei beruhende; jener Gelehrte benützte den Buchstaben der heiligen Schrift sicherlich nur, um nachzuweisen, daß seine Erklärung nicht im Widerspruche mit der Bibel stehe. Zu dieser Erklärung selbst aber bestimmten ihn psychologische Gründe. Denn die aus Körpertheilen von verschiedenen edlen und unedlen Metallen zusammengesetzte

Traumgestalt Nebukadnezars, von welcher ein Fuß aus Thon gebildet war, den ein dahinrollender Stein zerschmetterte, so, daß der ganze Koloss zusammenbrach, sollte ja — von einzelnen Zügen abgesehen — nur verschiedene aufeinander folgende Reiche andeuten, von denen immer das eine das ihm vorangehende zerstören würde bis auch das letzte in Trümmer fiel.

Und konnte sich der kriegerische König, der selbst so viele Throne gestürzt, so viele Völker unterjocht hatte, seine eigene Frage, „was wird nach diesem sein“, anders beantworten? Mußte er nicht, den Lauf der Geschichte in seinem Geiste erwägend, dem Gedanken Raum geben, daß alle irdische Herrschaft auf schwachen Füßen ruhe, die nur eines geringen äußeren Anstoßes bedürfen, um zerschmettert zu werden?

Uebrigens rechtfertigen auch die bekannten Träume Jakobs und Josephs den Satz: „Der Traum zeigt dem Menschen nur seine eigenen Gedanken.“ Dem die Jakobsleiter ist augenscheinlich nur der bildliche Ausdruck dessen, was des Patriarchen Geist bewegte, als er sich bei einbrechender Nacht in wilder einsamer Gegend fand. Die Angst, die ihn hier unwillkürlich beschleichen mußte, konnte nur durch den Gedanken verscheucht werden, daß die Erde mit dem Himmel, wie durch eine Leiter verbunden sei, auf deren Sprossen die schützenden Engel auf-

und niedersteigen, oder mit anderen Worten, daß eine göttliche Vorsehung über dem Menschen wache und walte.

Josephs Träume aber von seiner künftigen Macht und Herrschergröße bezeichnet die Bibel selbst als Spiegelbilder seiner eigenen Gedanken durch die Worte: „Er erzählte den Traum seinem Vater, da gab ihm sein Vater einen Verweis und sprach: Sollen wir wol kommen uns vor dir zu bücken?“ Weshalb aber einen Verweis für einen nächtlichen Traum, wenn ihn Jakob selbst nicht als symbolische Darstellung der Tagesträumerei oder der Jugendträume des von ihm stets bevorzugten Joseph betrachtet hätte?

Den eclatantesten Beweis für die Richtigkeit der Behauptung jenes orientalischen Gelehrten liefert uns jedoch die Mittheilung von einem Traume des um 250 n. Chr. lebenden Perserkönigs Sapor I.

Sapor, so wird erzählt,*) sprach einst zu einem an seinem Hofe verkehrenden Weisen: „Man hat mir deine Weisheit so sehr gerühmt, thue mir denn kund, was ich in der kommenden Nacht träumen werde?“ — „Du wirst dich im Traume,“ erwiderte ihm der Weise, „als den Gefangenen der Römer erblicken, auf einer goldenen Handmühle Dattelskörner mahlend.“ Dieser Gedanke, oder besser: dieses Bild beschäftigte den König den Tag über

*) Thalmud a. a. O. 56a.

so sehr, daß es ihn in der That auch im Traume umflatterte.

Doch nicht nur das, womit sich unser Geist am Tage anhaltend beschäftigt, sondern auch das, was in unserm Herzen verborgen ruht, bildet den Stoff, aus welchem der Traum seine Gestalten formt. Denn die Träume wurzeln in unserm Ich, entfalten sich aus demjenigen, was, wenn auch nur als schlummender Keim, in uns selber liegt, so daß sich das nicht zum Traume gestalten kann, was nicht in unserm geistigen Wesen einen Boden gefunden.*)

Wir hegen bisweilen Wünsche, Hoffnungen, Befürchtungen, Gefühle des Hasses, des Neides und Mißtrauens, die wir selbst nicht auszusprechen, ja uns nicht einmal klar zu machen wagen. Während des hellen geschäftigen Tages ruhen sie in den Winkeln unsers Herzens, wie in Gräbern, die sie in der Dunkelheit und Stille der Nacht verlassen, um uns als Schattengestalten, als flüchtige Traumercheinungen zu umflattern.

Aus diesem Grunde dürfen wir den Traum nicht selten als Spiegel für das innere Wesen des Menschen, als Verräther der Geheimnisse seines Herzens betrachten und von ihm, wie Schiller vom Weine behaupten: „Er erfindet nichts, er schwätzt nur aus.“

*) Darum behauptet auch ein morgenländischer Weise mit Recht, dem Menschen erscheine im Traume weder ein goldener Baum, noch ein Elephant, der durch ein Nadelöhr geht. Thalm. a. a. O. 55 b.

Träumten wir beispielsweise, wir hätten uns in irgend einer Verlegenheit an einen Freund mit der Bitte um Beistand gewandt, wären aber von ihm schnöde zurückgewiesen worden, so wäre dies allerdings nicht ein Beweis, daß er einer solchen Treulosigkeit fähig wäre, aber doch, daß, vielleicht in einer geheimen Falte unsers Herzens, Mißtrauen gegen seine Freundschaft, gegen die Opferwilligkeit derselben, wohnt, kurz, daß wir ihn einer solchen Treulosigkeit für fähig halten. Erzählte uns ferner Jemand, er hätte sich im Traume als Besitzer eines theueren Gutes erblickt, so dürften wir daraus schließen, daß er es zu erlangen trachte, oder uns mindestens den Besitz desselben neide.

Das mochte wol auch das Motiv sein, das einst einen morgenländischen Tyrannen verleitete, seinen treuesten Diener hinrichten zu lassen, als dieser ihm mittheilte, daß er sich im Traume auf des Sultans Throne sah. Oder sollte jener Herrscher durch diese echt orientalische Grausamkeit vielleicht der von ihm gefürchteten Erfüllung des Traumes haben vorbeugen wollen? — Leicht möglich! denn der Glaube an sogenannte divinatorische Träume wurzelte zu allen Zeiten und bei allen Völkern gar tief selbst in den gebildetsten Schichten der Gesellschaft, ja findet noch heut zu Tage gar viele warme Anhänger.

II.

Divinatorische [abgeleitet von dem lateinischen Worte *divinus*, göttlich] d. h. göttliche oder wahr sagende Träume nennt man bekanntlich solche, die dem Schlafenden ein ihm noch unbekanntes Ereigniß der Gegenwart oder der Zukunft enthüllen. Derartige Träume bezeichnet man entweder als einfache oder als symbolische. Einfach sind sie, wenn die Traumercheinungen gleichsam als die reflectirten Bilder der Wirklichkeit uns umschweben, das sich Zutragende in seiner nackten Gestalt vor unsere Seele führend; symbolisch aber, wenn sie die Begebenheit in fremder Gewandung, in dunkler räthselhafter Weise in Scene treten lassen, wenn nicht redende Personen darin erscheinen, sondern der Gegenstand der Offenbarung in einem Gesichte, einer bildlichen Anschauung dargestellt wird.

Im letzteren Falle bedürfen sie der Deutung oder Auslegung.

Um Ihnen ein Beispiel der ersten Art vorzulegen, erlauben Sie mir, Sie an jenen Traum zu erinnern, der im Alterthum nicht geringes Aufsehen erregt haben soll, und von dem uns Cicero in seiner Schrift „Ueber die Weissagung“ *) Mittheilung macht.

Zwei Arkadier, erzählt er bekanntlich, kamen auf einer

*) De divinatione I, 27.

gemeinschaftlichen Reise nach Megara. Der Eine kehrte bei einem Gastfreunde, der andere bei einem Gastwirth ein. Nach eingenommener Mahlzeit hatte sich der Erstere zur Ruhe begeben. Ungefähr um die Mitternachtstunde wurde er jedoch durch einen Traum aus seinem Schlafe geweckt. Es erschien ihm nämlich sein Freund, ihn um Hilfe bittend, da der Gasthausbesitzer ihn ermorden wolle. Im ersten Augenblicke wollte er rasch des Freundes Bitte erfüllen; bald aber sagte er sich: „Es ist ja doch nur ein Traum“ und entschlief wieder. Doch jetzt trat abermals sein Freund im Traume zu ihm, machte ihm Vorwürfe, daß er es verabsäumt habe, seinen Mord zu verhüten, und bat ihn, denselben wenigstens zu rächen, mit dem Zusatze, sein Leichnam werde auf einem mit Dünger beladenen Wagen bei Thoreseröffnung zur Stadt hinausgeführt werden. Durch diesen Traum bewogen, fand sich der Arkadier bei Tagesanbruch am Thore ein, erblickte den bezeichneten Wagen, durchsuchte ihn und fand in der That den ermordeten Freund.

Für die zweite Gattung führe ich als Beispiel jenen Traum des Perserkönigs Cyrus an, in welchem er die Sonne zu seinen Füßen erblickt, und drei Male vergebens nach ihr gegriffen haben soll, weil sie immer davon rollte. Diesen Traum sollen die Ausleger dahin gedeutet haben, daß er drei Male zehn Jahre regieren werde.

Die Wissenschaft indeß, die alles Mysteriöse, alles Dunkle mit skeptischen Augen ansieht, betrachtet die divinatorischen Träume als Utopien und den Glauben an sie als einen höchst schädlichen Aberglauben.

Woher sollte auch das Divinatorische des Traumes kommen? sollte uns durch ihn eine höhere Macht Warnungen oder Rathschläge ertheilen wollen? Wie unsicher wäre dann das Mittel, das sie hierzu wählte, da ja so viele Menschen „Träume“ nur für „Schäume“ halten, und bei solchen der beabsichtigte Zweck ganz verfehlt würde. Schlimmer verhielte es sich noch, wenn der warnende oder rathende Traum ein symbolischer wäre; denn hier kommt es ja nicht nur auf die Gläubigkeit des Träumenden, sondern zugleich auch auf die richtige Deutung an. Würde sie nicht gefunden, so wäre ja der ganze Traum nutzlos und somit das Ziel durchaus nicht erreicht, das sich jene höhere Macht gesteckt hätte.*)

Befremden müßte es außerdem, daß man nie durch divinatorische Träume wissenschaftliche Probleme gelöst, gemeinnützige Erfindungen gemacht, oder Welttheile entdeckt hat.**) Haben Träume die Kraft Geheimnisse zu enthüllen, warum sollten sie nur Ereignisse des alltäglichen Lebens dem Geiste vorführen, warum nicht auch den Menschen zu Entdeckungen leiten, zu denen er bisher

*) Vgl. Cic. a. a. O. II, 60.

**) Vgl. A. Bernstein a. a. O. S. 14.

nur auf dem mühsamen Wege gründlicher Forschung gelangt ist?

Wenn uns jedoch die Geschichte viele merkwürdige Träume aufbewahrt hat, so sind dieselben entweder nach den eingetretenen Ereignissen von phantasiereichen Köpfen erdichtet worden, oder sie verdanken ihren Ursprung gewissen Hoffnungen oder Befürchtungen, die in der Brust des Träumenden, vielleicht ihm selbst unbewußt, schlummerten.

Wie sehr sich aber auch unsere Vernunft gegen den Glauben an divinatorische Träume sträubt, so haben ihn doch zu allen Zeiten und in allen Nationen erleuchtete Geister getheilt. Ja die hervorragendsten Philosophen des klassischen Alterthums, Plato*) und Aristoteles, bezweifelten durchaus nicht die Divinationskraft der Träume. Plato stellt sogar die Behauptung auf, daß die Traumbilder, welche den Menschen nach einem mäßigen Genuß gesunder Nahrung umschweben, immer die Wahrheit verkünden.**)

Im klassischen Alterthum steht überhaupt der divinatorische Traum in gleichem Ansehen mit dem Orakel und anderen Wahrsagemitteln und im engsten Zusammenhange mit der Religion und Poesie, mit der Philosophie und

*) Bgl. Kriton pag. 44. Cic. a. a. O. I, 25. Plutarch: vita Dionis c. 22.

**) Politeia 9, 571. Bgl. Cic. a. a. O. I, 29.

Geschichte, ja mit dem ganzen öffentlichen und privaten Leben des Volkes.

In der durch eine naive, kindliche Anschauungs- und Darstellungsweise charakterisirten homerischen Epoche, in welcher dem allgemeinen Glauben zufolge, die Götter mit dem Menschen unmittelbar verkehrten, hielt man einen Traum für eine directe wirkliche Offenbarung der obersten Gottheit.

Der Grieche hatte sich damals noch keinen besonderen Traumgott gebildet; diesen gestaltete er sich erst in einer späteren Zeit, in welcher man in einem Tempel des Aesculap neben der Bildsäule des Schlafes, die des Traumes aufstellte.*) In der älteren Zeit sandte Zeus oder eine andere Gottheit dem Schlafenden die Träume, in den Scheintörper irgend einer lebenden oder verstorbenen Person gehüllt.**)

Wirdweilen erscheint auch ein Gott selbst in eigner oder menschlicher Gestalt an der Lagerstätte, um dem darauf Ruhenden das mitzutheilen, was er erfahren soll.***) Doch werden die Mittheilungen immer in klaren, nackten Worten d. h. ohne symbolische Verhüllung gemacht.

Es sind jedoch nicht stets wahre Träume, welche die olympische Gottheit als Boten den Sterblichen sendet; es

*) Paus. II, 10.

**) Ilias. I, 63. Odyss. IV, 796. Jl. XXIII, 65.

***) Od. VI, 20.

sind vielmehr auch häufig falsche, die den Schlafenden unter Vorspiegelung eines günstigen Erfolges zu irgend einer Handlung veranlassen sollen.*)"

Falsche wie wahre Träume werden von Homer auch als Kinder des Schattenreiches bezeichnet, die durch zwei verschiedene, am Eingange der Unterwelt befindliche Pforten zu den Sterblichen ziehen. Die Pforte, durch welche die täuschenden kommen, ist aus Elfenbein, die andere, durch welche die wahren heraustreten, aus Horn gebaut.**)

Wie bekannt, verdankt diese sonderbare Vorstellung wahrscheinlich dem Umstande ihren Ursprung, daß das Elfenbein undurchsichtig, das Horn aber durchsichtig ist, oder beruht lediglich auf einem Wortspiele, weil im Griechischen Elfenbein „elephas“ mit dem Worte „täuschen“ „elephairestai“ und Horn „keras“ mit dem Worte „verwirklichen“ „kerainein,“ gleichen Klang hat.

Nachhomerische Dichter der Hellenen nennen die Träume Kinder der Nacht und Brüder des Schlafes und des Todes, oder auch Kinder der Erde, sie als Genien mit schwarzen Fittigen schildernd. Ovid***) gibt die Zahl dieser Kinder auf Tausend an, die im Palaste ihres Vaters, des Schlafes, im Lande der Kimmerier

*) Il. II, Anf.

**) Od. XIX, 562 ff.

***) Metam. XI, 633 ff.

am denselben herumgelagert sind; doch nur drei von ihnen bezeichnet er mit Namen. Dies sind: Morpheus, der die Menschen, Icelos oder Phobetor, der die Thiere und Vögel, und Phantasus der die leblosen Gegenstände im Traume nachbildet. Morpheus wird von einem griechischen Schriftsteller als lustige Gestalt geschildert, gekleidet in ein schwarzes Gewand, über welches ein kurzes weißes niederfällt, und in der Hand ein Horn tragend, ein Symbol der auszusüttenden Träume.

Im späteren Alterthum, als die kindliche Anschauung durch die Sonnenstrahlen des männlichen Denkens geschmolzen war und ein philosophischer Geist sich der Griechen bemächtigt hatte, der sie nach der Frucht vom Baume der Erkenntniß lüsternt machte, suchte man den divinatorischen Charakter des Traumes durch philosophische Gründe zu motiviren.

Die Bande der Leiblichkeit, welche die Seele umfassen, behauptete man da, seien im Schlafe weit gelockerter; die Seele werde da nicht durch die Bedürfnisse des Körpers zur Erde niedergezogen, und eben so wenig vom Geräusche des geschäftigen Tages an ihrer inneren Sammlung behindert. Hierdurch aber schärfe sich die Sehkrast der Seele, habe sie selbst für das Göttliche eine größere Empfänglichkeit und sei um so befähigter das Geheimnißvolle zu erspähen.*)

*) Vgl. Aristot. de divin. per somnum I. u. II.

Von besonderer Bedeutung erschienen den Griechen im höheren, wie im späteren Alterthume, und ebenso noch anderen Völkern des Morgen- und Abendlandes, die Träume, welche den Schlafenden gegen Morgen umgankelten.*) Gegen Morgen hat nämlich der Körper bereits die nothwendige Erholung und Kräftigung im Schlafe gefunden, das Band, welches die Seele an die Außenwelt knüpft, wird, so zu sagen, allmählich strammer, die Thätigkeit der Sinne kehrt nach und nach zurück, so daß die Träume von einem helleren Bewußtsein begleitet werden. Außerdem aber sind die Eindrücke des früheren Tages bereits mehr abgeschwächt, so daß die Träume nicht mehr als Spiegelungen der Tagesbilder und Tagesgedanken betrachtet werden können. Hierzu kommt noch, daß die Seele des Morgens am reinsten und klarsten ist und somit auch am empfänglichsten für neue, ungewöhnliche Aufschlüsse, für divinatorische Enthüllungen.

Welche Wichtigkeit das spätere Alterthum den Träumen beilegte, lehren zur Genüge die sogenannten Incubationen. Griechen und Römer begaben sich nämlich in gewisse Tempel, um darin durch Träume die untrüglichen Offenbarungen der Gottheit zu vernehmen. In ähnlicher Weise legte sich, einer geschichtlichen Notiz zufolge, ein Volk in Afrika auf die Gräber der Väter, um im Schlafe

*) Od. IV, 841.

zuverlässige Aussprüche oder Rathschläge der Vorfahren zu erhalten.

In jene Tempel wurden auch Kranke gebracht, denen die Götter im Traume unfehlbare Mittel verkündeten, welche sie von ihren Uebeln befreiten.

Zu solchen göttlichen Träumen bedurfte es jedoch der Vorbereitung durch Fasten, Beten, Genuß von Feigen und Opferung eines Widders, auf dessen abgezogenem Felle der den Traum Erwartende, in unmittelbarer Nähe der Götterbilder, liegen mußte.

Von den verschiedenen Tempeln, welche zu solchen Incubationen dienten, hebe ich hier nur den des Amphiaraus hervor. Er befand sich nicht weit von Dropos, einer Grenzstadt zwischen Attica und Böotien, und durfte nur von den Thebanern nicht benützt werden. Den Bewohnern Thebens soll nämlich Amphiaraus die Wahl gestellt haben, ihn entweder als Wahrsager oder als Bundesgenossen anzunehmen. Sie entschieden sich für das letztere und konnten daher in seinem Tempel keine wahr sagenden Träume erwarten.*)

Derjenige, welcher von den Göttern ein Traumorakel verlangte, hatte indeß nicht nöthig, sich selbst in dem Tempel einzufinden; er konnte auch einen Stellvertreter dahin senden.

*) Herod. VIII, 134.

So erzählt Plutarch, *) Mardonius habe vor der Schlacht bei Platäa einen Lydier in den Tempel des Amphiaraus gesandt, um den Erfolg seines Kriegeszugs zu erfahren. Diesem Abgesandten nun sei es im Traume vorgekommen, als ob der Priester des Tempels ihn aus demselben wiese, und als er sich weigerte, diesem Befehle Folge zu leisten, habe ihm der Priester einen Stein an die Stirn geworfen, in Folge dessen er gestorben wäre. Mardonius wurde dann in der That im Schlachtgewühle von dem Spartaner Arimnestos durch einen Steinwurf am Kopfe verwundet, sank vom Pferde und verlor im Getümmel das Leben.

Einen anderen Beweis für die Bedeutung, welche das Alterthum, namentlich die Römer, dem Traume vindicirten, liefert die Anordnung, daß die Träume, welche der Fürst oder viele Bürger zugleich über Staatsangelegenheiten hatten, am Morgen durch den Präco d. i. den öffentlichen Ausrufer, zur allgemeinen Kenntniß gebracht werden mußte.

Die symbolischen Träume wurden bei den Griechen von Sehern ausgelegt, denen die Gottheit die Deutung der ihnen vorgelegten Träume wiederum im Traume offenbarte, oder auch von willkürlichen Traumdeutern. Gewisse Volksstämme genossen wegen ihrer hervorragenden Traumdeuterkunst eines besonderen Rufes.

*) Aristides XIX.

Bei den Römern befaßten sich die öffentlichen Weisager, Haruspices, und Leute von niederer Bildung oder alte Weiber mit der Auslegung von Träumen. In Rom lebten auch jüdische Traumdeuter, die sich eines besonderen Vertrauens zu erfreuen gehabt zu haben scheinen, so daß sich dort die vornehme Damenwelt von bettelnden Frauen dieses Völkerstammes gern die Träume deuten ließ.*)

Sehr einträglich dürfte übrigens diese Beschäftigung weder bei Griechen noch bei Römern gewesen sein; denn Plutarch berichtet im Namen des Demetrius Phalereus, es habe sich im Orte Zaccheum Lysimachus, ein Tochtersohn des großen Aristides, wegen allzugroßer Dürftigkeit sein Leben damit gefristet, daß er aus einer traumdeuterischen Tafel**) — wahrscheinlich gleich unseren Traumbüchern — den Leuten die Träume ausgelegt, und fügt hinzu, daß Demetrius der Mutter, also der Tochter des Aristides, und der Schwester dieses Lysimachus eine Unterstützung von täglich 2 Obolen, ungefähr 8—9 kr., aus der Staatskasse — gewissermaßen als Nationaldank — ausgewirkt habe. Ebenso berichtet Juvenal in seiner 6. Satyre, daß die jüdischen Traumdeuter für wenig Geld ihre Kunst geübt haben.***)

*) Juv. Sat. VI, 542 ff.

**) Aristid. XXVII. . . ἐκ πίνακος τινὸς ὄντομεστιστοῦ.

***) aere minuto

Qualiacumque voles Judaei somnia vendunt.

Die Traumdeuter verfahren wahrscheinlich nach bestimmten Regeln, wenigstens in den meisten Fällen. Dies geht aus des Artemidoros fünf Büchern über Traumdeutung hervor, die er im 2. Jahrhundert n. Chr. veröffentlicht hat.

Cicero theilt uns indeß unter anderen folgende interessante Proben griechischer willkürlicher Traumdeutung mit, die ein Streiflicht werfen sowol auf die damalige Traumdeutekunst, wie auf den Scharfsinn der Ausleger.

Er erzählt:

Jemand *) erblickte im Traume ein am Gurte seines Bettes hängendes Ei. Der befragte Traumdeuter betrachtete dies als Anzeichen, daß unter dem Bette ein Schatz vergraben liege. Der Schatzgräber fand in der That an der bezeichneten Stelle etwas Gold und Silber, und sandte Einiges von dem letzteren dem Traumdeuter als Zeichen seiner Dankbarkeit. Hierauf aber ließ der Empfänger dem Spender sagen: „Und von dem Dotter erhalte ich nichts?“ Dieses, das Dotter, hatte ihm nämlich das Gold anzuzeigen geschienen, und das Weiße des Eies das Silber.

Einem **) Wettläufer, welcher beabsichtigte, sich an den olympischen Spielen zu betheiligen, träumte, er fahre auf einem mit vier Pferden bespannten Wagen. Des Mor-

*) De divin II, 65.

**) Daf. II, 70.

gens erzählt er dies einem Traumdeuter, der ihm erklärt: „das prophezeit dir den Sieg; denn die vier Pferde zeigen deine besondere Kraft und Geschwindigkeit an.“ Darauf frug er aber Antiphon, einen besonders berühmten atheniensischen Ausleger, und dieser erwiderte ihm: „Du wirst unterliegen; das geht daraus hervor, daß vier vor dir herliefen.“

Als Erfinder der Traumdeutekunst wird von Plinius*) Amphiktion, ein Sohn des Dentalion, genannt, während Justinian**) sie dem biblischen Joseph zuschreibt, den er, beiläufig bemerkt, als den Vater des Moses bezeichnet.

Hatte ein Grieche einen Traum, der ihn beunruhigte, oder dessen Deutung ihm sowol Glück als Unglück verstanden konnte, so erzählte er ihn dem Aether, der Sonne, dem Apollo, oder auch seinen Hausgöttern. Außerdem brachte er den Gottheiten Sühnopfer dar, nachdem er zuvor erst die Hände mit See- oder Flußwasser gereinigt oder „schönfließendes Quellwasser mit den Händen berührt“***) hatte, um dadurch die böse Bedeutung des Traumes zu vernichten, oder wie Ari-

*) Nat. hist. VII, 57, 8.

**) Justin. 36, 2, 8.

***) Atossa in Aeschylus Persae 186: . . . καὶ χερσὶν καλὴν ὄρου

Ἰψανου πηγῆς . . .

stophanes in seinen „Fröschen“ ironisch bemerkt, „den göttlichen Traum abzuspülen.“*)

Bei der Darbringung des Opfers wurden Gebete verrichtet. So läßt Sophokles in seiner Elektra die Klytämnestra zu Phöbos, dem Horte des Hauses, unter Anderem flehen:

„Der doppelsinn'gen Träume Scheingebilde,
„Die ich, Psycheerfüllt in dieser Nacht
„Geshaut, erfülle sie, sind sie mir hold.
„Wenn feindlich — lehr' sie meinen Feinden zu.“**)

„Ein ähnliches aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. stammendes Gebet wird auch den Juden für beängstigende, unbestimmte Träume angerathen;***) charakteristisch ist jedoch die Verschiedenheit des Schlusses in beiden Gebeten. Während nämlich der Grieche zu seinen Göttern flehte, das etwa verkündete Leid auf die Feinde zurückfallen zu lassen, soll der Jude am Ende nur um Heilung oder Befreiung von demselben beten. Beides aber verhält sich zu der Religion der erwähnten Völker, wie die Frucht zum Baume. Die olympischen, mit menschlichen

*) *Βατράχοι* 1340: ὥς ἂν θεῖον ὄνειρον ἀποκλύσαι.

**) *Elektra* 637 — 640.

ἃ γὰρ προσεῖδον νυκτὶ τῆδε φάσματα
δυσσίων ὀνείρων, ταῦτά μοι, Λύκει ἄναξ,
εἰ μὲν πέφηνεν βούλα, δὸς τελεσφόρα.
εἰ δ' ἔχθρα, τοῖς ἐχθροῖσιν ἐμπαιὼν μέθης.

***) *Thalm. Ber.* 55^b.

Begierden und Leidenschaften ausgerüsteten Götter legten ihren Befennern die Rache als eine heilige Pflicht ans Herz; der rein geistige Gott aber, den Moses lehrt, gebietet, den Nächsten wie sich selbst zu lieben, und weder Rache zu üben, noch überhaupt einen Groll im Herzen zu bewahren. *)

Der ausführlichen Behandlung der griechischen Anschauung über den Traum haben wir nur hinzuzufügen, daß wir einer gleichen oder ähnlichen Auffassung desselben bei fast allen Völkern der alten Welt, den Aegyptern, Babyloniern, Persern, Indern, ja selbst bei den Juden begegnen.

Denn wie sehr auch das Judenthum dem Heidenthum entgegengesetzt war, welcher mächtiger Contrast auch in religiöser und sittlicher Beziehung zwischen dem Monothetismus und dem Polytheismus herrschte, so hatten doch die Juden mit den anderen Völkern des Alterthums mannichfache Berührungspunkte, so ist doch nach vielen Seiten hin eine, in ihrem Grundwesen freilich divergirende, in ihrer äußeren Gestalt jedoch übereinstimmende Anschauungsweise unverkennbar. Denn wie die Kinder eines und desselben Elternpaares, trotz aller etwaigen körperlichen Verschiedenheit, doch durch einen gewissen Familienzug als Zweige eines Stammes

*) 3. Buch Moses 19, 18.

gekennzeichnet werden, so tragen auch die Culturvölker einer und derselben Geschichtsepöche in vielfacher Beziehung den Stempel ihrer gemeinsamen Mutter, der Zeit, an sich, in welcher sie leben, weil die Fluctuationen des Geistes sich durch keine Schranke hemmen lassen, und die Nationen demnach dem Gesetze eines gewissen geistigen Contagiums unterworfen sind.

Im höheren jüdischen Alterthum galt der Traum als ein, allerdings untergeordnetes Medium der göttlichen Offenbarung.*) Gott selbst oder ein Engel erschien dem Schlafenden im Traume, um ihm die Zukunft zu enthüllen, oder ihm eine Versicherung, einen Befehl zu ertheilen.***) Auch die Juden scheinen auf wichtige, Gott durch den Priester vorgelegte Fragen im Traume Antwort erwartet zu haben.***). Indessen wurden auch in jener frühen Epöche nicht alle Träume als wahr, sondern als Versuchungsmittel, oder als trügerisch

*) Vgl. 4. B. Mos. 12, 6: „Zu Propheten euresgleichen gebe ich mich nur in einer Erscheinung kund, spreche mit ihm nur im Traum.“

**) 1. Buch Mos. 20, 3, 31, 10, 31, 24, 46, 2.

***). Vgl. Sam. I. 28, 6: „Saul befragte Gott, aber Gott antwortete ihm nicht, weder durch Träume, noch durch die Urim noch durch Propheten“, und 2. I. 3, 5, wo erzählt wird, daß Gott dem jungen König Salomon „im Traum der Nacht erschien und zu ihm sprach: Bitte, was ich dir geben soll —“ nicht in seiner Residenz, sondern in Gibeon, nachdem er hier am Tage auf der großen Höhe 1000 Ganzopfer dargebracht.

betrachtet. *) Im späteren jüdischen Alterthum wurde sogar vor den Träumen gewarnt und derjenige, der auf Traumgesichte hielt, dem gleich gestellt, „der dem Schatten nachläuft und den Wind verfolgt.“ **) Hier und da glaubte man wol, daß es auch wahre Träume gebe, die Gott durch seine Engel sende, jedoch auch äffende, welche dem Menschen von bösen Geistern vorgespiegelt werden. ***) Als wichtig und höchst bedeutsam werden auch da die Morgenträume und außerdem diejenigen betrachtet, die sich wiederholen, oder die nicht das Schicksal des Träumenden, sondern anderer Personen zum Gegenstande haben.

Interessant ist die Aeußerung eines Gelehrten, der Traum verhalte sich zur Wahrheit, wie der Schlaf zum Tode, wie das irdische Feuer zum höllischen, oder, in Zahlen ausgedrückt, wie 1 : 60. †)

Die Stelle der griechischen oder römischen Traumauslegenden Seher oder Weissager nehmen bei den Ae-

*) 5. Buch Mos. 13, 4. — Traum als Warnungsmittel: Hiob 33, 15.

**) Jes. Sir. Kap. 34 (31). — Jeremias 23, 25. wird der Traum der Propheten als leeres Stroh, dem göttlichen Worte der Wahrheit, als dem nährenden Fruchtorn, gegenüber gestellt, und Sacharias 10, 2 bezeichnet die Träume als nichtig.

***) Thalmud Ber. 55b. Thalmud Gitin 52a. und Synhedrin 30a. wird ausdrücklich behauptet, daß auf Träume durchaus nichts zu geben sei, obgleich hier gerade ein Genius des Traumes angenommen wird, dessen im Thalmud Berach. 10b. ebenfalls Erwähnung geschieht.

†) Thalmud Ber. 57b.

gyptern die Bilderschriftkundigen, bei den Babyloniern die Chaldäer, bei den Persern die Magier, und bei den Juden im höheren Alterthum Männer von hervorragender Geistesgröße ein. Ihnen enthüllte sich des Traumes Bedeutung entweder durch augenblickliche, unmittelbare, göttliche Eingebung*), oder durch Traumgesichte.***) In späteren Jahrhunderten wurde diese Kunst vorzüglich von Mitgliedern der Essäersecte****) oder handwerksmäßig, wie bei den späteren Römern, von Leuten niederer Bildung geübt.

Im 2. Jahrhundert n. Chr. trieben in Jerusalem noch 24 solcher Traumdeuter ihr Gewerbe†), die selbst von manchen Gelehrten frequentirt wurden, welche einen unausgelegten Traum einem ungelesenen Briefe gleich erachteten.††)

In jener Zeit war der Grundsatz verbreitet, jeder

*) 1. B. Moses 40, 12 ff. 41, 25 ff.

**) Daniel 2, 19.

****) So deutet der Essäer Simon dem König Archilaus einen Traum, in welchem er Ochsen gesehen, die 10 volle reife Aehren abbissen, es werde eine schlimme Aenderung mit dem Könige vorgehn. Denn Ochsen bedeuten Elend, weil solche Thiere in steter Arbeit sind; Aenderung seiner Angelegenheiten, weil das Erdreich von Ochsen gepflügt, sich immer ändere, nicht an einem Orte bleibe. Die 10 Aehren aber bedeuten 10 Jahre (analog den 7 Aehren im Pharaos Traum), nach deren Verlauf seine Herrlichkeit ein Ende haben werde. Joseph. Antiquit. XVII, 15. bell. jud. II, 11.

†) Thalmud Ber. 55b. ††) das. 55a.

Traum richtete sich nach der Deutung, die man ihm ertheile. *). Diejem zufolge legte einst ein Gelehrter, dem ein anderer besorgt erzählte, er hätte geträumt, man habe ihm die Hände und die Füße abgehauen, dahin aus, es werde ihm ein großes Vermögen zufallen, so daß er weder seiner Hände zum Erwerben des täglichen Brodes, noch seiner Füße zum Gehen bedürfen werde, weil er sich ein Roß zum Reiten würde anschaffen können. **)

Derselbe Grundsatz war auch in einem Traumbuche ausgesprochen, das sich in den Händen eines berühmten jüdischen Traumdeuters, Namens Bar Hedja, befand, der gegen Ende des 3. Jahrhunderts in Babylon lebte. Von Habgier geleitet legte er aber, so wird erzählt, allen Träumen, für deren Deutung er nicht alsbald honorirt wurde, einen unheilverkündenden Sinn bei, der in Folge jenes Grundsatzes auch immer in Erfüllung ging, so daß er Viele ins Unglück stürzte. Ein Rabbi fluchte ihm deshalb, worauf er reuevoll sich selbst nach Rom exilirt haben und dort später hingerichtet worden sein soll. ***)

Für gewisse Traumbilder setzten manche Gelehrte jener Zeit bestimmte Bedeutungen fest, welche sie durch Stellen aus der heiligen Schrift oder durch

*) Talmud Ber. 66a.

**) Daf. 66b.

***) Daf. 66a.

Wortspiele motivirten. So sollte beispielsweise ein im Traume erblickter Strom Frieden verkünden, weil es im Jesaias heißt: „Ich leite ihr (der Stadt Jerusalem) wie einen Strom den Frieden zu.“*) Ein Elephant im Traume sollte dem Träumenden das Eintreffen eines wunderbaren Ereignisses verheißen, weil der hebräische Ausdruck „Pil“ Elephant, Klangähnlichkeit mit dem Worte „Pele“ Wunder, habe.**)

Bemerkenswerth ist noch die damals herrschende Ansicht, daß ein schlimmer Traum besser, als ein guter sei.***) Diese Anschauung steht vielleicht im Zusammenhange mit der aberwitzigen Behauptung der alten Traumbücher, daß gewisse Traumbilder gerade ihren Gegensatz offenbaren wollen†), so z. B. Thränen und Betrübnis im Traume — Lust und Freude, dagegen Lachen und Frohsinn — nahes Leid und Trauer, das Erblicken von Leichen lebender Personen — langes Leben und Gesundheit.

Was die Traumdeuter zu diesen Auslegungen bewogen, ist unbekannt. Vielleicht jedoch gaben sie solchen

*) Jes. 66, 12.

**) Thalmud Ber. 56b.

***) Daf. 55a.

†) Aus demselben Grunde wird auch das. 55b die Behauptung aufgestellt, daß gute Menschen böse Träume, und böse Menschen gute Träume haben. Der Commentar z. St. gibt allerdings andere Ursachen an.

Träumen nur deshalb eine umgekehrte Bedeutung, um überhaupt Etwas zu deuten zu haben; vielleicht aber auch verfuhrten sie bei solchen Feststellungen nach einem physikalischen Gesetze.

Der Traum galt ihnen nämlich als Spiegel künftiger Ereignisse und die Traumbilder betrachteten sie gleichsam als die Hieroglyphenschrift, welche diese Begebenheiten anzeige; jede Schrift aber wird, mochten sie denken, dem Spiegel gegenüber gehalten, von demselben in umgekehrter Weise reflectirt. Diese abgeschmackten Deutungen sind aus den alten Traumbüchern in die der folgenden Jahrhunderte übergegangen und werden noch heut' zu Tage in den Traumbüchlein gefunden, welche eine gewisse Gesellschaftsschichte für die Wahl von Lotterienummern oder in anderen vorkommenden Fällen mit naiver Gläubigkeit zu Rathe zieht. Während des zwar höchst romantischen aber von den Banden des krassesten Aberglaubens umfangenen Mittelalters haben diese Deutungen, wie die Träume selbst, in allen Ländern und Gesellschaftskreisen eines gar hohen Ansehens genossen.

Ja noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts stand der Glaube an die Divinationskraft des Traumes in voller Blüthe. In Folge dessen stellten sich gegen das Ende jenes Jahrhunderts aufgeklärte Psychologen die Aufgabe, die merkwürdigsten Träume schriftlich zu sammeln und auf möglichst natürliche Weise zu erklären.

Sie gestatten mir wol, meine Hochverehrten, daß ich Sie mit dem merkwürdigsten dieser gesammelten Träume bekannt mache:

Zwei*) Eheleute lebten sehr glücklich miteinander; nach einigen Jahren frohen Zusammenseins zwang jedoch den Gatten seine Berufspflicht, sich auf einige Zeit von seiner Frau zu entfernen. Die letztere pflegte dann jeden Abend, bevor sie sich zur Ruhe begab, die von ihrem Gemahl empfangenen Briefe mehrere Male durchzulesen. Mit dieser Beschäftigung hatte sie auch einst einen Theil der Nacht zugebracht und war mit dem, einige Stunden vorher erhaltenen Briefe in der Hand entschlafen. In diesem Briefe hatte ihr der Gatte die Versicherung gegeben, daß er sich vollkommen wohl befände, und daß es durchaus nicht das Ansehen habe, als würde er irgend welche Gefahr laufen. Plötzlich erwachte sie jedoch mit großem Jammergeschrei. Ihre rasch herbeigeeilten Kammerfrauen fanden sie in kaltem Schweiß gebadet und einen Strom von Thränen vergießend: „Mein Mann ist todt“, klagte sie ihnen, „ich habe ihn soeben sterben sehn; er befand sich an einer, von einigen Bäumen umgebenen Wasserquelle; sein Gesicht war von den Schatten des

*) Lehrreiche und unterhaltende Sachen über Träume und Nachtwandler. Zur Bereicherung der Erfahrungsseelenkunde. Weimar 1802, S. 338 ff. — Vgl. Allgemeines Magazin der Natur, Kunst und Wissenschaft. 8. Th. S. 106 ff.

Todes bedeckt. Ein Offizier in blauem Kleide bemühte sich vergebens, das Blut zu stillen, das aus einer großen Seitenwunde floss; darauf gab er ihm aus seinem Hute Wasser zu trinken, und schien vom innigsten Schmerze durchdrungen, als der Sterbende den letzten Seufzer ausstieß.“

Ihre Dienerinnen suchten sie indeß zu beruhigen und dasselbe that auch die herbeigerufene Mutter der Dame, die bei ihrer Tochter wohnte und die sich auf die Versicherung berief, welche der fern Weisende in seinem, erst vor einigen Stunden angelangten Briefe ausgesprochen.

Raum aber war die Dame wieder entschlafen, als sie durch denselben Traum nochmals geweckt wurde. Nun stand aber der Tod des Gatten bei ihr fest, und in Folge dessen fiel sie in ein heftiges Fieber, so daß sie 14 Tage lang zwischen Tod und Leben schwebte.

Während dieser Zeit lief auch in der That der Bericht von dem erfolgten Hinscheiden des Gatten ein. Diese Nachricht wurde der Wiedergenesenden natürlich lange Zeit nicht mitgetheilt; ihre Mutter zeigte ihr vielmehr beruhigende Briefe vor, in welchen die Hand des Verstorbenen täuschend nachgeahmt war.

Als Reconvalescentin zeichnete indeß die Dame, deren Gedächtnisse jener Traum mit all' seinen traurigen Bildern fest eingegraben war, sowol die Stätte, an wel-

der sie ihren sterbenden Gatten, als auch den Officier ab, den sie neben ihm erblickt hatte.

Nachdem ihre Gesundheit vollständig hergestellt war, theilte ihr Beichtvater ihr den Tod ihres Gatten behutsam mit; aber trotz aller angeführten Trostgründe mußte man wiederum lange Zeit für ihr Leben zittern.

Vier Monate nach dem Eintritte jenes betrübenden Ereignisses hörte die Dame in einer benachbarten Kirche eine Messe. Gegen das Ende derselben fiel sie jedoch beim Anblicke eines neben ihr stehenden Officiers in blauer Uniform mit lautem Aufschrei in Ohnmacht. Man eilte ihr zu Hilfe, ihre Besinnung kehrte wieder, und das Erste, was sie dann that, war, ihren Leuten zu befehlen, daß sie den Officier auffuchen, der sich in der Kirche neben ihr befunden, und ihn bitten, sie zu besuchen. Der Officier wurde noch in der Kirche getroffen, und beeilte sich der erhaltenen Einladung Folge zu leisten.

Inzwischen erzählte die nach Hause zurückgekehrte Dame ihrer Mutter, sie hätte in der Kirche neben sich den Cavalier erblickt, der ihrem Gatten in seinen letzten Stunden beigestanden. Den Officier aber, der jetzt in ihr Zimmer trat, beschwor sie, ihr von den Einzelheiten der traurigen Katastrophe Nachricht zu geben.

Der Fremde, der nicht begriff, wie eine Dame, die er niemals gesehen, ihn kennen konnte, bat sie um ihren Namen, und erinnerte sich, nachdem er denselben ver-

nommen, an jene Begebenheit, die seinem Gedächtnisse fast entschwunden war.

Hierauf erzählte er ihr, wie er von ungefähr an jene Stelle gekommen, wo er einen ihm Unbekannten an der Seite verwundet, fand, wie er demselben Hilfe zu leisten, und durch Wasser, das er mittels seines eigenen Hutes aus der Quelle geschöpft, zu laben gesucht. Der Anblick des Sterbenden, fügte der Officier hinzu, erschütterte mich um so mehr, als er häufig seufzend einen Namen aussprach, dessen ich mich ohne Mühe wieder erinnerte, als Sie mir die Ehre erzeigten, mir den Ihrigen zu nennen.

Die Dame legte ihm sodann die Zeichnungen vor, welche sie nach den, ihr vorgeschwebten Traumbildern, entworfen. Sein Erstaunen steigerte sich dadurch noch mehr; denn er erkannte den Bach, die Bäume, seine Stellung, die Lage des Sterbenden, und fand selbst seine eigenen Züge so ähnlich, daß er sie nicht zu verkennen vermochte.

Die Psychologen, die sich mit der natürlichen Erklärung dieses Traumes befaßten, an dessen voller Wahrheit übrigens ein bescheidener Zweifel gestattet sein dürfte, betonten, wie der Satz in dem letzten Briefe des Gatten „es habe nicht das Ansehn, als würde er irgend welche Gefahr laufen,“ folgern lasse, daß die Gattin eine Gefahr befürchtet haben müsse, und wie aus dieser Furcht der Grundgedanke des Traumes, die Idee vom Tode

ihres Gemahls, sich entwickeln konnte. Aus der ganzen Erzählung schiene außerdem hervorzugehn, daß der Mann Officier gewesen. Wahrscheinlich habe er auch in früheren Briefen seiner Frau die Gegend genau geschildert, wenn jene nicht dieselbe gar aus eigner Anschauung gekannt habe. Erwäge man nun, wie leicht die Gattin eines zur Besetzung einer unsicheren Gegend verwandten Officiers den Gedanken an eine Verwundung desselben, an die Hülfeleistung eines anderen Officiers, dessen blaue Uniform ihr bekannt ist, an einen mittels des Hutes geschöpften Labetrunk, Raum geben könnte; bedenke man ferner, wie eine lebhafte Einbildungskraft in Verbindung mit der Sehnsucht der Wittve, dem Manne zu begegnen, der ihrem Gatten in seinen letzten Augenblicken freundlich beigestanden, und die Gefälligkeit des Fremden, in der Zeichnung der Dame sein eigenes Bild zu finden, hier mitgewirkt haben mochte, so hätte, meinen sie, auch dieser außerordentliche Traum durchaus keine wunderbare Ueberspannung der Seelenthätigkeit erfordert.

Haben sich aber die Philosophen des verflossenen Jahrhunderts bestrebt, den psychologischen Gängen merkwürdiger Träume nachzuspüren und sie aufzudecken, so hat es ein französischer Chemiker desselben Säculums unternommen, Recepte zu veröffentlichen, die uns in den Stand setzen sollen, die unwillkürlichen Träume überhaupt ganz und gar aus unserm Schlaf zu bannen, und

uns dafür Traumbilder nach eigenem Belieben vorzuzaubern.

Das Buch, welches diese Recepte enthält, führt den Titel: *L'art de se rendre heureux par les songes*, die Kunst, sich durch Träume glücklich zu machen. In diesem Werke philosophirt der Verfasser in folgender Weise.

Der Mensch ist zum Glück geboren, kann jedoch im wachen Zustande nie desselben theilhaft werden, weil das Leben so reich an Mühseligkeiten und Wechselfällen ist. Nur im Schlafe, der uns ohnehin von allen Sorgen befreit, könnten wir vollkommen glücklich sein, wenn wir uns da alle Freuden und Vergnügungen zu verschaffen vermöchten, die wir uns während unsers Wachens wünschen.

Hierfür gibt uns nun jener Chemiker in seinem Buche Anweisungen. Seine Recepte lehren uns in chemischen Küchen zu brauende Mixturen und Salben kennen, die sich ihm in einem langen Leben — der Verfasser soll ein Alter von 96 Jahren erreicht haben — angeblich als probefähig bewährt haben.

Ob der Traum sich durch diese Mitteln in der That als willigen Baumeister für die Lustschlösser finden läßt, zu denen wir ihm des Tages Pläne vorlegen, weiß ich zwar nicht aus Erfahrung; doch dürfen wir wol trotzdem dieses wunderliche Menschenbeglückungssystem des marktischreierischen Franzosen belächeln.

Ist es aber diesem Chemiker nicht gelungen, für die wirkliche Welt, den Traum in ein Leben umzuwandeln, so ist dies Grillparzer wenigstens für die Bretter geglückt, die die Welt bedeuten, und zwar in seinem dramatischen Märchen: „Der Traum ein Leben.“

In diesem Stücke wird uns ein Jüngling vorgeführt, der sich in der Einsamkeit an der Seite seiner Braut, plötzlich von Ehrgeiz entbrannt, nach dem Leben am Königshofe sehnt. Er beschließt, sich dahin zu verfügen. Doch in der Nacht vor dem zur Abreise bestimmten Tage verfehlt ihn der Gott des Traumes an den königlichen Hof, läßt ihn da durch Verbrechen auf den Thron gelangen, und zuletzt soll er seine Frevel durch den Tod büßen. Voll Angst erwachend, jauchzt er auf, daß sein Leben am Königshofe nur ein Traum gewesen, und findet in der Liebe sein höchstes Glück.

Dieses Geistesprodukt Grillparzers: „Der Traum ein Leben,“ soll jedoch muthmaßlich nur ein Gegenstück zu Calderon de la Barcas berühmtem spanischen Drama: „Das Leben ein Traum,“ bilden. In dieser herrlichen Dichterschöpfung läßt bekanntlich der Verfasser den Prinzen Sigismund einsam als Gefangenen, in Unkenntniß seines hohen Standes, aufwachsen. Während seines Schlafes in den Palast seines Vaters, dann wieder zurück in seinen Thurm gebracht, betrachtet er die als Fürst verlebten

Stunden nur als einen Traum, und spricht unter Anderem jene trefflichen Worte:

„...; denn in den Räumen

„Dieser Wunderwelt ist eben

„Nur ein Traum das ganze Leben;

„Und der Mensch (das seh' ich nun)

„Träumt sein ganzes Sein und Thun,

„Bis zuletzt die Träum' entschweben.

„.....

„Da auf diesem Erdenballe

„Träumen, was sie leben, Alle,

„Ob es keiner gleich erkennt,

„Was ist Leben? Hohler Schaum,

„Ein Gedicht, ein Schatten kaum!

„Wenig kann das Glück uns geben;

„Denn ein Traum ist alles Leben,

„Und die Träume selbst ein Traum.“

Ist aber, meine Hochverehrten, Alles nur ein Traum, so mögen Sie meinen heutigen Vortrag ebenfalls nur als einen Traum betrachten, aus dem Sie jetzt erwachen, als einen Traum der das bloß reproducirt hat, was sie selbst schon besser gedacht, gehört oder gelesen. Möchte er für Sie nur nicht ein solcher gewesen sein, der im Schlafe schwer auf uns lastet, so daß wir, ins wache Leben zurückgekehrt, froh sind, uns von ihm befreit zu sehn, sondern ein Traum, dem wir dann gern eine Erinnerung bewahren.

III.

Samiel

und

Die Teufelsidee in der Geschichte.

III

himml

du

Die Geschichte in der Geschichte

Welchem kunstfönnigen Deutschen wäre wol Carl Maria von Webers herrliche, epochemachende Tonschöpfung „der Freischütz“ unbekannt, wem von Ihnen demnach jene Beschwörungsformel in der Wolfschlucht fremd „Samiel, Samiel erscheine,“ oder der Ausruf „Hilf Samiel, Samiel hilf!“

Wer aber ist Samiel und was bedeutet sein Name? Der Theaterzettel nennt ihn den schwarzen Jäger, und aus der Handlung der Oper erkennen wir ihn als einen bösen Geist, der die Menschen durch die Sünde ins Verderben zu stürzen, mit ihren Seelen das Reich der Hölle zu bevölkern sucht, kurz als einen — Teufel.

Sie wissen jedoch, meine Hochverehrten, daß die menschliche Phantasie mit einem bösen Geiste nicht zufrieden, eine ganze Legion von solchen Geistern geschaffen, in der Hölle nach dem Vorbilde der Menschenwelt einen König eingesetzt, und diesen mit einem glänzenden Hofstaat, einem großen Troß von Dienern und Beamten

umgeben, jedem Einzelnen derselben seine Rangstufe und seinen Verwaltungskreis zuweisend.

Welchen Rang nimmt nun Samiel in dem Hofstaate der Hölle ein? Welches Amt ist ihm übertragen? und was, fragen wir nochmals, bedeutet sein Name?

Friedrich Kind gibt uns in seinem Operntexte zum Freischütz keinen Aufschluß hierüber; daher wollen wir uns zu der Quelle wenden, aus welcher der Dichter die Grundzüge seines Stückes geschöpft hat.

Diese Quelle ist bekanntlich Apels Gespensterbuch, in welchem uns der Freischütz als eine Volks Sage vorgeführt wird.

In dieser Sage erscheint anstatt des schwarzen Jägers ein alter Kriegermann mit einem Stelzfuß, und nach dem gelungenen Guße der Freikugeln ein Reiter auf schwarzem Rosse, welcher sich selbst, dem Freischützen gegenüber, mit den Worten kennzeichnet: „Ich bin der, den mit Schauern im Geist du sträubend nennst.“ Ueber den Namen erfahren wir aber auch hier nur, daß ihn einer von des Teufels Heerschaaren führe.

Eine eingehendere Erklärung desselben gibt uns indeß Friedrich Kind selbst in den Anmerkungen, die er zu seinem Freischütz geschrieben. Hier lesen wir folgende Notiz.

„Samiel auf türkisch, wie Semum oder Samum auf arabisch, ein furchtbarer, erschlassender Süd-

„wind. Von Ersterem, dem türkischen Samiel,
sagt von Hammer:

„Er, der Wüste Tyrann, deß' Odem senget und

„brennet,

„Dessen giftiger Hauch Thiere und Menschen

„entseelt.“

Durch den Gleichklang der beiden Namen hat sich jedoch der Verfasser des Freischütz zu einer falschen Conjectur verleiten lassen, auf die er sicherlich nicht gekommen wäre, wenn er die Dämonologien zu Rathe gezogen hätte, welche dem für alles Dunkle, Mystische, Abergläubische empfänglichen Boden des Mittelalters entsprossen sind.

Vor Allem wäre er durch die sogenannte Salamantische „Pneumatologia occulta et vera,“ verborgene und wahrhaftige Geisterlehre — belehrt worden, daß für Samiel eigentlich Sammael zu lesen, und der Träger dieses Namens einer von vier Teufelsfürsten sei, welche in den vier Elementen: Erde, Wasser, Luft und Feuer Schaden können. *)

Aber auch diese wahrhaftige Geisterlehre, oder vielmehr deren Verfasser ist in einem Irrthum befangen, oder stimmt wenigstens nicht überein mit einer um mehrere Jahrhunderte älteren orientalischen Schrift; denn in derselben wird behauptet:

*) E. Horst's Zauberbibliothek Bd. I, S. 142.

„Der böse Engel Sammael ist das Oberhaupt
„aller Satane.“ *)

Demnach ist Samiel oder Sammael der König aller
Teufel, der oberste Herrscher der Hölle.

Weshalb wird aber der König der Teufel Sam-
mael genannt, was ist die eigentliche, die etymolo-
gische Bedeutung dieses Namens?

Um auch hierüber Aufschluß zu erhalten, sehen wir
uns genöthigt, auf das Wesen Sammaels näher
einzugehen, d. h. die Idee eines Teufels klar zu legen
und die Funktionen kennen zu lernen, die ihm von jeher
sind zuerkannt worden.

Wie wir aber eine solche Untersuchung, die Beleuch-
tung des Teufels, am besten beginnen, lehrt uns der
Teufel selber in Wilhelm Hauffs „Mittheilungen aus
den Memoiren des Satan,“ und zwar im 16. Kapitel,
welches Satans Besuch bei Herrn v. Göthe durch einige
Bemerkungen über das Diabolische in der deutschen Li-
teratur einleitet. Dort äußert nämlich der Teufel, wenn
er es bis zum Professor der Theologie gebracht hätte,
und nun über die Idee eines Teufels sich breit machen
müßte, so würde er sprechen:

*) Debarim rabba gegen Ende S. 301b bei der Schilderung
vom Tode Moses. Ebenso heißt es dort: „Der ruchloseste aller
Teufel ist Sammael.“

„Die Idee eines Teufels ist so alt, als die Welt
„und nicht erst durch die Bibel unter die Menschen
„gekommen. Jede Religion hat ihre Dämonen und
„böse Geister — natürlich, weil die Menschen selbst
„von Anfang an gesündigt haben und nach ihrem
„gewöhnlichen Anthropomorphismus das Böse, das
„sie sahen, einem Geiste zuschrieben, dessen Geschäft
„es sei, überall Unheil anzurichten.“

Wenn nirgends, so dürfen wir wol hier, meine Hochverehrten, ohne an Leib und Seele Schaden zu nehmen, in des Satans Fußstapfen treten, d. h. unsere Untersuchung so beginnen, wie es der Teufel selber, seinen Memoiren zufolge, gethan haben würde. Wir stellen also zunächst die Behauptung auf:

„Die Idee eines Teufels ist so alt, wie die Welt
und nicht erst durch die Bibel unter die Menschen
gekommen.“

Welches aber ist diese Idee, welchen Begriff verbinden wir mit dem Worte Teufel?

Hierüber belehren uns einerseits die mannichfachen Namen, die man dem Teufel beigelegt, wie: der Versucher, der Verführer, Arge, Böse, Feind oder Widersacher Gottes, andererseits die zusammengesetzten Wörter, deren Grundton Teufel bildet. So beiseilweise: der Hochmuthsteufel, Zornesteufel, Zanksteufel, Geldsteufel, Liebesteufel, Ehe-

teufel, Eifersuchts-teufel, Spielteufel und dgl. Teufeleien mehr.

Die einzelnen Namen und Bezeichnungen erschöpfen allerdings nicht den vollen Begriff des Teufels; sie verhalten sich jedoch zu demselben, wie die Theile zum Ganzen, oder wie die einzelnen Züge eines Gesichtes zu dessen Gesamtausdruck.

Summirt geben sie die Totalität des Begriffes, entrollen sie das Gemälde des Teufels in Lebensgröße, in seiner ganzen furchtbaren Gestalt.

Wir erkennen ihn daraus, als die geheimnißvolle Macht, die den Menschen durch Vorspiegelungen jeder Art vom Wege des Rechtes abzulenken, zu sündhaften Handlungen zu verführen sucht, und alles Hohe, Erhabene, Göttliche, nach welchem der Mensch strebt oder streben soll, zu vereiteln trachtet. Wir erblicken ihn da als den Inbegriff und die Wurzel alles Unsittlichen, als den Mittelpunkt, aus welchem alle Laster wie die Radien eines Kreises auslaufen, kurz als das absolut Böse auf dem Gebiete der Ethik.

Wir dürfen indeß nicht annehmen, die Teufelsidee, wie wir sie hier gezeichnet, sei fertig, vollständig entwickelt dem Geiste des Menschen entsprungen, wie etwa Pallas-Athene völlig geharnischt und gewaffnet dem Haupte des Zeus. Nein, unausgebildet, gleichsam als Kind trat sie ins Leben und entfaltete sich nur allmählich, reifte erst im

Laufe der Jahrtausende zum Manne, zu dem Wesen heran, dessen Bild wir mit so schwarzen Pinselstrichen entworfen haben.

Der Ursprung der Teufelsidee ist aber überhaupt nicht auf moralischem, sondern auf physischem Boden zu suchen; sie ist dem Menschengeniste durch die sinnlich wahrnehmbare Natur, durch die unheildrohenden, verderbenbringenden Erscheinungen in derselben zugeführt worden.

In ihren ersten Anfängen, war die Teufelsidee identisch mit der Gottesidee. Der Mensch fühlte sich den mächtigen Naturereignissen gegenüber, schwach, ohnmächtig, hilfsbedürftig. Aus diesem Gefühle der Schwäche und Hilfsbedürftigkeit, oder der Abhängigkeit von höheren Gewalten, gestaltete sich in ihm das religiöse Bewußtsein, das bei den Völkern auf der niedrigsten Stufe der Menschheit freilich nur im Dämmersehein der Ahnung lebt.

Dieses, durch die natürlichen Ereignisse geweckte, religiöse Bewußtsein vergötterte die Natur, identificirte die Gottheit völlig mit den Naturmächten, und so bildete sich in den ältesten Zeiten die Naturreligion mit ihren mannichfaltigen Schattirungen, in denen sich die niedere oder höhere geistige Begabung, die geringere oder größere Denkfähigkeit der verschiedenen Völker abspiegelte.

Der Naturmensch gleicht, nach der treffenden Bemerkung

lung eines deutschen Historikers, *) dem unentwickelten Kinde, daß die Wohlthaten seiner Eltern als selbstverständlich, ohne sich zum Danke besonders verpflichtet zu fühlen, entgegennimmt, während es die ihm widerwärtige Züchtigung derselben fürchtet.

Darum wurden auch die in geistiger Beziehung noch wenig vorgeschrittenen, noch auf der Stufe der Kindheit stehenden Menschen durch ihr religiöses Gefühl nicht sowol auf den Gedanken einer wohlthätigen Gottheit, als vielmehr zu dem Glauben an höhere verderbliche Gewalten geführt. Diese Gewalten, meinten sie, bedrohen und vernichten des Menschen Wohlfahrt bald durch den rollenden Donner, bald durch verheerende Blitze, bald durch verderbliche Wetter, und ließen sich nur durch Unterwerfung, Anbetung, Opfer, oder andere, zauberische Mittel besänftigen und freundlich stimmen.

So verehren oder fürchten vielmehr noch heut' zu Tage die in brasilianischen Urwäldnissen zerstreut lebenden, menschenfresserischen Indianer eine böse Macht als Gott, den sie Tupan oder Tapan nennen, der die Donner werfe, und noch andere gespenstische Wesen, welche, in der dichtesten Dede des Waldes hausend, dem Menschen Unheil bereiten.

Doch auch der in eine verhältnißmäßig höhere geistige

*) J. Scherr, Geschichte der Religion I, 17.

Entwickelungsphase eingetretene Mensch, der auch auf die wohlthätigen Erscheinungen in der Natur seinen denkenden Geist lenkte, die Vorstellung einer freundlichen, Menschen beglückenden Gottheit in sich aufnahm, konnte die unheil drohenden, verderbenbringenden Naturereignisse nur einer böswilligen, menschenfeindlichen Gewalt, nur dem Teufel zuschreiben.

Diesem mußte er sich mit jener wohlthätigen Macht in einem unaufhörlichen, ewigen Ringen und Kämpfen begriffen denken. Die sich gegenüberstehenden Wesen aber mußte er entweder als gleichmächtig oder das eine mit einer größeren Machtfülle, als das andere ausgerüstet, sich vorstellen, je nachdem er in der ihn umgebenden Natur und in seiner eigenen Lebensgestaltung Licht und Schatten gleichmäßig vertheilt, oder eine größere Helle, oder ein tieferes Dunkel darin wahrnahm.

Einen Beleg hierfür liefern die Neger Afrikas.

Trotz der unendlich mannichfachen Nuancen ihrer religiösen Anschauungen durchzieht doch alle diese die Idee einer höchsten guten Macht, deren Schöpfung die Welt ist. Dieser Glaube wird jedoch durch den Gedanken an eine zweite, höchste böse Gewalt getrübt, oder ganz und gar in den Hintergrund gedrängt. Diese Vorstellung von zwei sich gegenüberstehenden Göttern ist aber nur das Product der scharfen Contraste, welche ihnen theils der

glühende, an Reizen wie an Schrecknissen so reiche, von ihnen bewohnte Erdrich, theils ihr eigenes sociales Leben vors Auge führt.

Gott, behaupten sie, habe wol die Welt geschaffen, kümmere sich aber weiter nicht um seine Schöpfung, darum sei sie ein Tummelplatz böser Geister, denen wol auch gute geistige Wesen gegenüber gestellt sind, diese besäßen jedoch nicht eine solche Machtfülle wie die ersteren.

Die bösen Geister stehen unter dem Befehle des höchsten bösen Wesens, welches sie sich unter der Gestalt eines weißgefärbten, mit Hörnern versehenen Menschen-ungethüms vorstellen. Dieser Teufelsfürst heißt Sissa, führt jedoch noch viele andere Namen.

Doch nicht nur Afrikas schwarze Bevölkerung, die bis auf den heutigen Tag noch nicht aus dem Zustande der Thierheit sich herauszuarbeiten vermochte, sondern auch die Bewohner des Nilthales, die hochgebildeten Aegyptier, welche von den Griechen dankbar die Stammväter ihrer Civilisation genannt werden, vergötterten die Nachtseite der Natur.

Der böse Typhon, der in dem allbekannten ägyptischen Mythos seinen guten Bruder Osiris auf listige Weise in einen Kasten verschließt, in den Nil wirft und dessen Leichnam später zerstückt, ist ja nichts Anderes als die Personification der dunklen, abnehmenden, zerstörenden Seite der Natur, der böse Bruder, der während

der Jahreszeit, in welcher der Nil zurückgetreten und die versengenden Gluthen die Erde austrocknen, den guten Bruder, den Gott des Wachsthum's, der Fruchtbarkeit, des Jahres Segen, verdrängt, mißhandelt, tödtet.

Und wie die Aegypter, so haben auch die Inder, dieses bedeutendste, ostasiatische Culturvolk des Alterthum's, die verheerenden Naturkräfte, als zu verehrende Gottheit in ihr Religionsystem aufgenommen.

Ihre Trimurti, Dreileib oder Dreifaltigkeit, verbildlicht das Entstehen, Bestehen und Vergehen in der Natur. Neben ihrem Brahma, dem Schöpfer, und Wischnu, dem Erhalter, begegnen wir Siwa, dem Zerstörer, der auf dem unnahbaren Himawat, Himalaya, residirt, und sich im eifigen Sturmwind, oder in des Feuers zerstörender Flamme offenbart.

Und ist nicht auch der Moloch der Semiten, der Westasiaten, dessen grausamen Cult wir aus der Bibel kennen, eine Verpersönlichung des fressenden Feuers?

Die angeführten Beispiele, die noch durch unzählige vermehrt werden könnten, thun wol zur Genüge dar, daß der Ursprung der Teufelsidee nur auf physischem Boden zu suchen, daß der Menscheng Geist anfangs nur die verderblichen Naturkräfte als Teufel personificirte, als übermenschliche böse Gewalten fürchtete und verehrte.

Den Begriff eines Teufels zu erweitern, ihn vom physischen auf den sittlichen, moralischen Boden

zu verpflanzen, und auf diese Weise einen höheren Teufel, so zu sagen, einen ethischen Satan zu gestalten, hierzu bedurfte es dann nur eines kleinen Schrittes.

Diesen kleinen Schritt mochte wol der Menschegeist allmählich und unvermerkt gethan haben, doch zum klaren Bewußtsein, zu einer dem geistigen Auge schaubaren Gestalt gelangte der Teufel der sittlichen Welt erst bei dem Zendvolke, d. h. bei den alten Parsen, und zwar durch die Lehre des Zarathustra, d. h. Goldstern*), oder des Zoroaster, wie die Griechen ihn nannten.

Der Teufel des Zoroaster beschränkt sich allerdings nicht auf die Personification des Bösen im Menschen, er umfaßt vielmehr auch das Böse in der Natur. Er unterscheidet sich aber von dem Teufel der anderen Völker nicht nur durch seine, das ethische Element einschließende Bedeutung, sondern auch durch die Verhaltensregeln, welche Zoroaster den Bekennern seiner Lehre, dem Teufel gegenüber zur heiligsten Pflicht macht.

Während nämlich die heidnischen Nationen semitischer Abkunft, und selbst die den Persern stammverwandten Hindus, dem als Gottheit personificirten Bösen, dem Teufel, cultuelle Huldigungen darbrachten, ihn durch Geschenke, ja sogar durch Menschenopfer zu versöhnen trachteten, forderte Zoroaster gerade im Gegentheil zum

*) Vgl. Spiegel's Avesta, Bd. II, Einl. XIV, Anm. 2.

energischsten Kampfe gegen den Teufel auf, ermahnte er aufs Nachdrücklichste das Böse allenthalben anzuseinden, zu bestreiten, zu vernichten.

Zarathustras Teufel kennen Sie, meine Hochverehrten, schon von der Schulbank her, unter dem Namen Ahriman, als das Princip des Bösen und als Gegensatz zu Ormuzd, oder wie er eigentlich heißt Ahura-mazda*), d. i. der sehr weise Herr, dem Princip des Guten.

Zoroaster baute bekanntlich sein Religionsystem auf den Grund der in der physischen, wie in der moralischen Welt zur Erscheinung kommenden Gegensätze des Lichtes und der Finsterniß, des Guten und Bösen, des Heilsamen und Verderblichen. Diese Contraste führte er auf zwei sich gegenüberstehende höchste Gewalten, auf zwei gleichmächtige, sich ewig gegenseitig bekämpfende Götterwesen zurück. Das eine derselben nannte er Ormuzd oder eigentlich Spentomains, den vermehrenden Geist, weil er seine Schöpfungen stets noch vermehrt**), das andere Ahriman oder Angromains, den schlagenden Geist, weil er als Geist des Verneinens, die Geschöpfe zu schlagen, zu vernichten bemüht ist.***)

In ihrem gegenseitigen Kampfe werden diese beiden

*) Vgl. Spiegels Avesta Uebersetz. Bd. III. Einl. IV.

**) Spiegel a. a. O.

***) Spiegel a. a. O. XLV.

Gottheiten von anderen geistigen Wesen unterstützt. Ormuzd von den ihm untergebenen Amshaspands, Ferrens, Engeln und Genien, die alles Lichte, Gute, Schöne fördern und schützen; Ahriman von den unter seinem Befehle stehenden Dews, Dämonen, die allem Finstern, Bösen, Häßlichen Vorschub leisten und es zur Reife bringen.

Die den Streit und die gegenseitige Feindschaft der beiden Mächte herbeiführende Ursache charakterisirt bereits den Ahriman als einen ethischen Teufel; denn ein sittliches Gebrechen, das Gefühl des Neides*) gegen Ormuzd läßt Ahriman den Gedanken fassen, die Schöpfungen desselben zu vernichten.

Er erreichte wol nicht das angestrebte Ziel; es gelang ihm aber wenigstens, alles von Ormuzd Geschaffene zu trüben, mit Fehlern und Mängeln zu behaften, dem Guten ein Böses, dem Nützlichen ein Schädliches an die Seite zu setzen. In Gestalt einer Schlange springt er vom Himmel auf die Erde und stellt dem Tage die Nacht, der Sommerwärme den Winterfrost, der nützlichen und reinen Pflanzen- und Thierwelt eine giftige und räuberische entgegen. Ja er schont selbst das Firmament und die Geisterwelt nicht, denn er schafft zu den wohlthuenden Sternen, die unheil drohenden Ro-

*) Vgl. Justis Uebersetzung des Bundehesch Cap. I. S. 2 und Cap. III. S. 5.

meten und zu den guten Geistern, den Izeds, die Dewš, die teuflischen Wesen. *)

Ueberdem verführte er das erste von Ormuzd aus der Keiwasstande gebildete Menschenpaar, Mešchia und Meščiana, zum Abfall von dem guten Gott, indem er in ihnen den Glauben weckte, er, Ahriman, habe alle Dinge und auch sie geschaffen. Sie werden dadurch Anhänger und Verehrer des Ahrimanischen Gesetzes, lassen sich von dem bösen Geiste zum Genuße unreiner Nahrung und zu ausschweifendem Leben verleiten, und werden auf diese Weise Sünder, reif für die Hölle, in welcher auch ihre Seelen bis zur Auferstehung ausharren müssen. **)

Der zendische Angromainyus oder Ahriman ging aus dem Parsismus ins Judenthum über.

In demselben erscheint er aber bereits seiner physischen Bedeutung völlig entkleidet, außer allem Zusammenhang mit der sinnlich wahrnehmbaren Schöpfung, zu einem rein ethischen Wesen vergeistigt. Außerdem erblicken wir ihn hier nicht mehr in der hohen Stellung, die er bei den Parzen einnahm, sondern in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß, als einen dienenden Geist, wie dies durch den

*) Vgl. die ersten Cap. des Bundeseich, Zargard I des Vendidad u. Rhode, die heilige Sage und das Religionsystem des Zenvolkes S. 214.

**) Vgl. Bundeseich Cap. XV.

strengen Monotheismus der mosaischen Lehre bedingt wird.

Diese Lehre kennt überhaupt den Teufel*) nicht. Ihr zufolge hat der einzige, untheilbare, unförperliche Gott Licht und Finsterniß, Sommer und Winter, Nützliches und Schädliches in der Natur geschaffen, alle Wesen allein gebildet und sie zu einem harmonischen Weltganzen verbunden. Ja, nach ihr ist ein an und für sich Böses und Unheilbringendes gar nicht geschaffen worden; darum heißt es auch im ersten Buche Moses am Ende jeder einzelnen Tages schöpfung: „Und Gott sah, daß es gut ist,“ und nach Vollendung der gesammten Schöpfung: „Und Gott schaute Alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut!“

Das sittlich Böse läßt Moses nur durch des Menschen

**) In der Schlange, welche das erste Menschenpaar verführt, wollen Manche den Teufel und einen Anklang an den persischen Ahriman finden, der in Gestalt einer Schlange auf die Erde sprang. Sicherlich sollte aber die Schlange ursprünglich nur die eigene Begierde Evas symbolisiren, oder noch wahrscheinlicher durchaus nichts Anderes, als eine natürliche Schlange bedeuten. Für das letztere sprechen die den Sündenfall einleitenden Worte: „Und die Schlange war listiger, als alle Thiere des Feldes.“ Ebenso wenig ist unter „Asasel“ 3. B. Mos. 16, 8, 10, 26. Teufel zu verstehen (vgl. Hengstenberg Christol. I. I. 36. Mos. u. Aegypt. S. 166 ff.) „Asasel“ bedeutet dort nur „Vernichtung“, oder höchstens irgend ein Geistes der Wüste, das durch ägyptischen Aberglauben in der Phantasie des Volkes lebte.

freien Willen entstehen. Als Strafe für die Sünde tritt Mühlsal und Schmerz, ja selbst der Tod in die Menschenwelt, so daß das Unglück, das Elend auf Erden nicht Gott und nicht ein Teufel, sondern der Mensch selbst hervorbringt, gleichsam mit eigener Hand schafft.

Der Gottesbegriff der mosaischen Lehre wurde auch während der späteren Entwicklung derselben, die sich nur auf Gesetze, Rechte und cultuelle Institutionen beschränkte, nicht alterirt, weil er stets als vollkommen, als mit dem philosophischen Denken vereinbar, und darum als ein *noli me tangere* betrachtet wurde.*)

Zur Zeit des babylonischen Exils jedoch, als Nebuchadnezzars Reich unter das Scepter der siegreichen Perser

*) Es sei mir gestattet, hier einen Vorwurf zu widerlegen, der häufig von christlicher Seite dem mosaischen Gottesbegriffe gemacht wird. Moses, sagt man, habe seinen Gott mit einem ethischen Gebrechen behaftet, ihm gewissermaßen eine dämonische Beimischung gegeben; denn er charakterisire ihn als einen Gott des Hasses und der Rache, der die Sünden der Väter an den Kindern bis zum 3. und 4. Geschlechte ahndet.

Höchst sonderbar klingt dieser Vorwurf im Munde solcher Bekenner des Christenthums, die auf durchaus gläubigem Standpunkte sich befinden, die das alte und neue Testament als aus Gott stammend betrachten. Da es nämlich im Propheten Maleachi 3, 10. ausdrücklich heißt: „Denn ich Gott ändere mich nicht“ (Luther übersezt hier irrig „*lo schanithi*“ mit: „ich lüge nicht“), so kann sich nicht im Laufe der Zeit der Gott der Rache in einen Gott der Liebe umgewandelt haben. Diejenigen aber, welche die Bibel vom historisch-philosophischen Standpunkte aus nur

gekommen war, lernten die Juden Zarathustra's Lichtreligion, die Lehre von Ormuzd und Ahriman kennen. Gegen diesen Dualismus waren sie allerdings durch ihren nunmehr befestigten Glauben an einen einzigen Gott gewappnet; unwillkürlich unterlagen sie jedoch nach und nach dem Gehege des geistigen Contagiums, das sich zu allen Zeiten bei zusammenlebenden Nationen Geltung

als Menschenwerk ansehen, müssen bei unpartheischer Erwägung der betreffenden Stellen die Grundlosigkeit ihrer Beschuldigung gar bald erkennen.

Die Ausdrücke der Bibel Gott zürnt, haßt, rächt, können wie die „Gott berente, Gottes Arm, Gottes Auge, Ohr“ u. dgl. m. natürlich nur bildlich aufgefaßt werden. Es sind dies die menschlich dargestellten Motive der göttlichen Strafe, des Unheils, das sich der Mensch selbst bereitet. Die jedoch nicht bildlich zu verstehende Drohung: „Gott ahndet die Sünden der Väter an den Kindern bis zum 3. und 4. Geschlechte“ hat da, wo wir ihr zum ersten Male begegnen, den Zusatz „leson'aj“, „an denen, die mich hassen“ (2 B. Mos. 20, 5). Das heißt aber, daß Gott nur die Kinder, die, durch das böse Beispiel ihrer Väter verführt, von Gott abfallen, trotzdem sie vermöge ihres freien Willens jede Versuchung zur Sünde siegreich zu bekämpfen im Stande wären, Strafe empfangen läßt, obwol ihre Sünde gleichsam nur die Sünde ihrer Väter (die einzige Erbsünde, die das Judenthum anerkennt), als die nothwendige Frucht der Saaten zu betrachten ist, die in ihr Kindesherz gestreut worden. Belege für derartige Sünden und Strafen liefert das Leben von Verbrechern und die Weltgeschichte sehr häufig. Ein Beispiel der letzteren Art erblicken wir auch in Ludwig XVI. tragischem Ende.

Den vollständig lauterem mosaischen Gottesbegriff gibt 2. Buch Mos. 34, 6. 7. in den Worten: „Der Ewige, der Ewige, Gott,

verschafft. Sie nahmen nämlich, allerdings unter monotheistischen Modificationen, in ihren religiösen Anschauungskreis Vorstellungen von gewissen Engeln und Dämonen auf, die der Glaubenssphäre der Parzen angehörten.

So wandelten sie die Amshaspands des Ormuzd in Erzengel um, legten den Engeln bestimmte Namen bei, und bildeten aus dem selbstständigen „Ahriman“ einen von Gott abhängigen, ihm gehorchenden, individualisirten bösen Engel, den sie Satan, d. h. Hinderer, Anfläger, Verleumder nannten, ihm zugleich die durch seinen Namen bezeichnete Rolle im himmlischen Hofstaate übertragend.

Diesem Satan begegnen wir zunächst im Prologe zum Hiob, welchen Göthe sich zum Vorbilde für seinen Prolog zum „Faust“ gewählt. In Hiobs ersten beiden Kapiteln tritt der Satan mit den anderen Engeln vor Gott hin und beantwortet die Frage desselben: „Woher kommst du?“ mit den Worten: „Von einem Streifzuge auf der Erde und einer Durchwanderung derselben.“

„barmherzig und gnädig, langmüthig und voller Guld und Treue, bewahrend Guld ins tausendste Glied, vergebend Sünde und Missethat und Schuld, läßt aber nicht unbestraft, ahnend die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht“, natürlich, wenn diese, wie bereits früher gesagt, Gott hassen. Vgl. „Väter sollen nicht getödtet werden für Kinder und Kinder nicht für Väter. Jeder soll für sein Verbrechen getödtet werden“ 5. B. Mos. 24, 16.

Hierauf fragt ihn Gott: „Ob er wol Hiobs Frömmigkeit bemerkt?“ Da ergreift Satan die Gelegenheit, diese Frömmigkeit zu verdächtigen, als eigennützig zu schildern, und wirkt sich dann die Erlaubniß aus, den Frommen durch Unglücksfälle und körperliche Schmerzen zu versuchen, ihn in seiner Gottesfurcht wankend zu machen.

Zum zweiten Male erblicken wir ihn in einem prophetischen Gesichte des Zacharias, zur rechten Seite des Hohenpriesters Josua, der mit einem Theile der Juden aus Babylon nach Palästina zurückgekehrt war, um den eingäscherten Gottestempel in neuer Pracht zu errichten. Satan will als Hinderer dieses gottgefälligen Werkes Josua anklagen, verleumden; aber ehe er noch den Mund öffnet, ruft ihm Gott zu: „Gott wehrt es Dir, Ankläger! es wehrt es Dir Gott, der Jerusalem erkoren.“ *)

Mit dem Ahriman hatte sich allmählich auch das ganze Gefolge desselben, die ihm untergebenen Dämonen mit allen parsischen Bann-, Zauber- und Beschwörungsformeln im Geiste der ungebildeten Volksmasse, der immer für derartige Auswüchse der Phantasie einen empfänglichen Boden abgibt, Raum und Geltung verschafft. Mit der Zeit drangen diese Anschauungen sogar in die Lehrhallen der palästinensischen, besonders aber der in Babylon zurückgebliebenen Juden.

*) Zachar. 3, 1. 2.

Nach dem Vorbilde der Parsen bevölkerte man bald Alles mit Dämonen: die Luft, Gewässer, die Bäume, die Gottesäcker, vorzüglich jedoch wüste Plätze und Einöden.*) Die letzteren hielt man für die Haupttummelplätze der Schedim, d. i. der Zerstörer oder der Gewaltthätigen, so nannte man bei den Juden die persischen Dews. Man bildete aus ihnen ein ganzes Heer, behauptete, sie seien zahlreicher als die Menschen, umgeben denselben wie Furchen die Weinpflanzung. Ja man schätzte ihre Zahl so hoch, glaubte sie so verbreitet, daß ein Gelehrter die kühne Behauptung aufstellen konnte: „Jeder Mensch habe tausend Dämonen zu seiner Linken und zehntausend zu seiner Rechten.“**)

Dem Dämonenheere setzte man den Teufel aller Teufel, den Satan an die Spitze,***) dem man den Namen Sammaël beilegte. Doch mit diesem Höllenfürsten begnügte man sich noch nicht. Der parssische Angromainyus oder Ahriman hatte gewissermaßen einen Adjutanten oder einen Vizekönig zur Seite, der nach ihm den höchsten Rang bei den Dews bekleidete. Sein Name war Aeshma d. h. der heftig glühende, begehrlische Geist. Aus

*) Vergl. Talmud: Berach. 111 und 112 a, Shulin 105 a., Synh. 65 b, Berach. 3 a; Ev. Mtth. 12. 43. Luk. 11, 24 und Vendid. Farg. VI. 65 und VII. 139.

**) Thalm. Ber. 6 a.

***) Vgl. Spiegel a. a. O. III, XLV.

diesem Grunde schuf man auch für Sammael einen solchen vorzüglichen Helfershelfer, einen solchen Unterfürsten oder Minister, den man, das parthische Aëshma im Late nachbildend, Eshmadaj*) nannte. Diesen begehrliehen Geist kennen Sie, meine Hochverehrten, unter dem Namen Asmodi aus dem apokryphischen Buche Tobias, in welchem erzählt wird, er habe, in eine Menschentochter verliebt, aus Eifersucht sieben Männer getödtet, die auf einander folgend, sich dem Mädchen verlobt hatten.

Le sage hat bekanntlich diesen Teufel in die neue europäische Literatur als „hinkenden Teufel,“ „Le diable boiteux,“ eingeführt und ihn zum Satan des Luxus, der Verschwendung, der Hazardspiele, der Chemie, zum Erfinder der Carousselle, des Tanzes, der Musik und der neuen französischen Moden gestempelt.

Im Parsismus betrachtete man den kalten Norden als die Heimathstätte der bösen Geister.***) Dieser Anschauung analog wird auch im Judaismus, nach welchem die nördliche Weltgegend von Gott absichtlich nicht vollendet, unvollkommen geschaffen, öde gelassen wurde,

*) Vgl. Windischmann, Zoroastriische Studien, ed. Spiegel S. 142 u. 144. Nach Benfey, Monatsnamen S. 201, ist Aëshma daëva d. Liebesteufel.

**) Spiegel (a. a. O. I. 242.) Vend. XIX. 1. Vergl. Bundeseid C. 15. (XXXI. 10) Zushi S. 20, wo erzählt wird, wie Raschia ein Milchopfer nach Norden hin ausgoß, wodurch die Daevas sehr mächtig wurden.

die Mitternachtszeit als die vorzüglichste Wohnstätte der beschädigenden Geister, der Schedim bezeichnet. Von hier, glaubte man, stürzen sie Unheil bringend in die übrigen Theile der Erde.*)

Nach Annahme der Parsen hat die Schlange Angromainyus „der voll Tod ist“ 28990 Krankheitengeschaffen.**)

Darum faßte denn die jüdische Dämonenlehre die bösen Geister ebenfalls als Krankheit bringende Wesen auf. Die Kranken oder wenigstens gewisse Kranke betrachtete man, wie wir dies ja auch aus dem neuen Testamente erfahren, als von Teufeln Besessene, als solche, in deren Leib irgend ein Teufel gefahren war, um sie zu quälen und zu martern.

Aus dem angeführten Grunde legte man manchen Dämonen den Namen bei, den die Krankheit führte, die durch ihn hervorgebracht werde. So hieß ein Sched oder böser Geist Kardiakos***), d. h. Magenkrankheit, oder Magendruck. Andere Namen der Schedim entlehnte man von den Götzen, welche die Heiden angebetet hatten; so z. B. von dem ägyptischen Baal Fegor oder besser Baal Peor, vom Semitischen Baalsebub oder Beelzebub.

Gleich den Parsen †) kannten die Juden auch weibliche

*) S. Midr. Jalkut 913 zu Hiob 26, 7.

**) Spiegel Vend. XXII 6. 24. 39. Nach Bundeheš C. IX (XIX., 10 nur 10,000 Arten von Krankheiten.

***) Thalm. Gitin 67 b. Vergl. Synh. 101 a.

†) Vgl. Spiegel a. a. O. III, XLVII. u. XLIX, u. Thalm. Gitin 68 a.

Dämonen oder Teufelinnen, die unter der Leitung und dem Befehle der Teufelskönigin Lilith*), d. i. die Mächtliche, Nachtgespenst, standen.

Die Teufelskönigin wird in die deutsche Literatur unter dem Namen Lilis als des Teufels Großmutter eingeführt, und zwar in einem Stücke, welches den Titel trägt: „Ein schön Spiel von Fraw Jutten, welche Babst zu Rom gewesen“ u. s. w. Dieses Stück, das in ernster Weise die Fabel von der Päpstin Johanna behandelt, wurde im Jahre 1565 zu Eisleben von Tilesius herausgegeben und, nach dessen Angabe, bereits 1480 von einem Meßgeistlichen, Namens Theodor Schernbert, in einer Reichsstadt verfaßt.**)

In Göthes Faust begegnen wir der Lilith wiederum und zwar in der Walpurgisnacht auf dem Harzgebirge, wo sie Mephistophiles dem Faust mit den Worten zeigt:

„Betrachte sie genau

„Lilith ist das

*) Wird schon Jesaias 34, 14. erwähnt und oft im Thalm. und Midr. Vgl. Targum Job 11, 15. — Lange Haare schmücken sie: Thalm. Erubin 100b. Im Parsismus wird der vorzüglichste weibliche Daev als Dämon des Schlafs bezeichnet (Vend. XI, 28. 29. XVIII., 38), er ist von gelblicher Farbe und hat lange Hände, mit denen er den Menschen die Augen zudrückt. (Vgl. Spiegel a. a. O. III, XLIX.)

**) S. Derricnts Gesch. d. deutschen Schauspielkunst, Bd. 1., S. 78 und 79.

„Adams erste Frau“

„Nimm dich in Acht vor ihren schönen Haaren,
 „Vor diesem Schmuck, mit dem sie einzig prangt,
 „Wenn sie damit den jungen Mann erlangt,
 „So läßt sie ihn sobald nicht wieder fahren.“

Die Charakterisirung der mit langem, wallenden Haare geschmückten Lilith als des Teufels Großmutter und Adams erste Frau findet ihre Begründung in einer verhältnißmäßig jungen Sage des späteren jüdischen Schriftthums. Dort wird nämlich erzählt, Gott hätte vor Evas Schöpfung aus der Rippe Adams, gleichwie den Adam, so auch die Lilith aus Erde gebildet und dem Adam als Gattin zugeführt. Sie wollte sich jedoch dem Manne nicht unterordnen, darauf pochend, daß sie mit ihm von einem und demselben Stoffe sei. Darüber geriethen die beiden Eheleute in Streit, daher entfloh Lilith ihrem Gatten, und da sie zu ihm nicht zurückkehren wollte, verurtheilte sie Gott, viele ihrer späteren Sprößlinge durch den Tod zu verlieren. Sie wurde dann die Mutter unzähliger Teufel und rächt sich für den Verlust ihrer Kinder, von denen täglich hundert sterben, dadurch, daß sie viele neugeborene Adamskinder raubt und verzehrt.*)

*) Alphabeta deban Sira, ed. Steinschneider, Berol. 1858, pag. hebr. 23.

Diese Sage verdankt augenscheinlich ihre Entstehung nur der griechischen Sage von Lamia, der Tochter des Belus, Geliebten des Zeus, deren Kinder Juno aus Eifersucht getödtet hatte. Darüber wahnsinnig geworden, wandelte Lamia, nach der Meinung der Hellenen, als böser Geist umher, auch anderen Mütter, ihre Kinder raubend und mordend.*)

Wie die Parsen glaubten die Juden auch an Halbtensfel, an solche Wesen, welche von einer menschlichen Mutter und einem teuflischen Vater stammten. Ein Glaube, der im Mittelalter stark verbreitet war, wie dieß die bekannte normannische Legende von Robert dem Teufel zur Genüge bekundet.

Einige solcher Halbtensfel werden in alten jüdischen Schriften namhaft gemacht; so beispielsweise Joseph der Teufel,**) Jonathan der Teufel.***)

Ihr Unwesen trieben die bösen Geister in der Nacht; doch fürchtete der jüdische Volksglaube auch Morgen- und Mittagsgespenster †)

Die Juden glaubten indeß nicht wie die Parsen, daß die Geister der Finsterniß in ewigem Kampfe mit den

*) Bgl. Gesenius Comm. zu Jes. 34, 14.

**) Thalm. Pessachim 110a.

***) Th. Jebamoth 122a. Von einem Teufelssohne, der bei einem Rabbi die Functionen eines Dieners versah, berichtet Thalm. Chulin 106a

†) Bgl. Targum zum Hohenlied 4, 6.

Geistern des Lichtes lebten; sondern betrachteten dieselben nur gewissermaßen als große Kobolde, als Poltergeister, die den Menschen bisweilen durch falsche Träume äffen,*) oder ihn bei besonderen Anlässen, z. B. wenn er in dunkler Nacht ohne Begleitung ausgeht oder allein in einem Zimmer schläft, beschädigen.***) Doch beschränken sie diese beschädigende Kraft der Geister nur auf die Mittwoch- und Sabbathabende***) und auf die Gottlosen; über die Frommen hatten sie keine Gewalt. Ja man glaubte sogar, daß den gottesfürchtigen Lehrern und Richtern eine gewisse Macht über die Dämonen eingeräumt wäre.

So wird erzählt, ein Richter habe einst einen Dämon, der einigen Lastträgern ein Faß mit Wein zerbrochen, zu einem, bis zu einer bestimmten Frist zu entrichtenden, Schadenersatz verurtheilt. Der Verurtheilte brachte indeß die vom Richter fortgesetzte Summe erst nachdem die Zahlungszeit schon verstrichen war und entschuldigte seine Verspätung mit den Worten: „Ich habe mir früher das Geld nicht verschaffen können, weil es mir nicht gestattet ist, von allem Eingebundenen, Abgemessenen und Abgezählten Etwas hinweg zu nehmen.†)“ Aus dieser Er-

*) Thalm. Berach. 55b.

**) Berach. 43b und Sabbath 151b.

***) Pessachim 111 b.

†) Thalm. Chulin 105 b.

zählung geht gleichzeitig hervor, daß man damals nicht wie im späteren Mittelalter glaubte, es ständen den Dämonen Schätze zur Verfügung, die sie nach Belieben den Menschen einhändigen könnten.

Aus einem später einleuchtenden Grunde muß ich hier noch betonen, daß der jüdischen Dämonologie zufolge, die Körper der Teufel keinen Schatten oder höchstens nur einen sehr schwachen Schatten werfen. *) Diese Ansicht dürfte durch den Glauben entstanden sein, daß die Dämonen aus einem feineren, durchsichtigeren Stoff gebildet seien, als die Menschen; die Sonnenstrahlen können demnach durch den Teufelskörper eher, als durch den Menschenkörper dringen, so daß der Raum nicht verdunkelt wird, auf welchem der Dämon sich befindet.

Von einer Ungeheuerlichkeit der Satansgestalten, von einer abschreckenden Häßlichkeit derselben, von Teufelsfragen, wie sie die Phantasie des Mittelalters gebildet, erfahren wir nichts. Es wird im Gegentheil berichtet: „In drei Dingen gleichen die Dämonen den Engeln und in dreien den Menschen. Sie haben Flügel wie die Engel, sie schweben wie sie von einem Ende der Welt zum anderen, und wissen gleich ihnen die Zukunft, d. h. sie hören gleich den Engeln von den Ereignissen der

*) Thalm. Gitin 66a.

kommenden Zeiten, hinter dem Vorhang, der Gott von allen anderen Geistern trennt. Den Menschen aber sind sie darin ähnlich, daß sie essen und trinken wie sie, entstehen wie sie, und sterben gleich ihnen.*)“ Daß sie indeß gleich dem griechischen Meerdämon Proteus verschiedene Gestalten anzunehmen, nach Belieben sich zu verwandeln vermögen, lehrt die Erzählung, daß einst einem frommen Gelehrten ein Dämon in der Gestalt eines Drachen mit sieben Köpfen erschienen sei, von denen jedoch bei jeder Verbeugung, die der Gelehrte im Gebete machte, je ein Kopf abfiel.**)

Ob der Teufelskönig Sammael in seiner äußeren Erscheinung irgend einen Vorzug vor den übrigen Dämonen habe, dessen geschieht nirgends Erwähnung. Es wird von ihm nur erzählt, er sei mit Eva zugleich von Gott geschaffen worden***) und ein großer Himmelsfürst†) gewesen. Während die untergeordneten Engel nur vier, und die Seraphim nur sechs Flügel hätten, sei er mit zwölf versehen gewesen. „Er nahm, so heißt es weiter, seine Anhänger mit sich, stieg zur Erde nieder, und erwählte sich die Schlange, die er als das schlaueste und böswilligste Geschöpf erkannte, und die damals wie ein

*) Thalm. Chagiga 16a.

**) Thalm. Kiduschin 29b. Vgl. Thalm. Joma 75a.: „Wie ein Sched auf mannichfache Arten sich zu verwandeln vermag, so u. s. w.“

***) Midr. Jaltut. §. 23.

†) Pirke Rabbi Eliezer §. 13.

Rameel gestaltet war, bestieg sie und ritt auf ihr.“*) Eine andere Notiz über den Satansfürsten lautet: „Zur Zeit da Gott den Sammael aus seiner heiligen Stellung riß, ihn vom Himmel stürzte, erfaßte dieser die Fittige Michaels und wollte ihn mit sich reißen“;**) der Herr jedoch vereitelte seine Absicht.

Diese Mittheilungen erinnern an die Worte in der Offenbarung Johannis: „Und es erhob sich ein Streit im Himmel. Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen und der Drache stritt und seine Engel; und sie siegten nicht und ihre Stätte ward nicht mehr gefunden im Himmel. Und es ward ausgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die heißt Teufel, und der Satan, der die ganze Welt verführt, ward geworfen auf die Erde und seine Engel wurden mit ihm geworfen.“***)

Auf Erden sind ihm aber nach der jüdischen Dämonologie vorzüglich drei Functionen übertragen.

Er versteht hier:

- I. Das Amt eines Verführers;
- II. tritt er vor Gott als verleumderischer Ankläger, und endlich hält er
- III. als Todesengel eine beständige Ernte auf dem Felde des Lebens, zerstört das physische Dasein.

*) Pirke Rabbi Eliezer a. a. O.

**) Midr. Talmud §. 68.

***) Johan. 12, 7—9.

Mit Rücksicht auf diese drei Verwaltungskreise wird von ihm berichtet: „Er steigt herab, um zu verführen, steigt hinauf, um anzuklagen, und ermächtigt sich dort des Menschen Seele zu holen!“ oder „Satan, die böse Begierde und der Todesengel sind ein und dasselbe.“*)

Wie von Angromaynius ausgesagt wird, er sei „voll Tod,“**) so wird von Sammael als Todesengel behauptet, er sei „voller Augen.“***) Eine Vorstellung, die durch die Wahrnehmung hervorgerufen wurde, daß den Blicken des Todes Nichts entgeht, alles Sterbliche ihm verfällt. Doch mit dieser Vorstellung zeigte sich die in Erfindung des Ungeheuerlichen unerschöpfliche Einbildungskraft des Menschen noch nicht befriedigt; sie malte auch mit grellen Farben seine Stellung in dem Momente aus, da er dem Menschen den Lebensodem raubt.

„Wenn Jemand sterben soll,“ heißt es,“ stellt sich der Satan zu Häupten seines Lagers, in der Hand ein gezücktes Schwert haltend, an dessen Spitze ein Gisttropfen hängt. Wie der Sterbende ihn erblickt, erschrickt er, seine Glieder beben und er öffnet seinen Mund. Rasch wirft nun der Todesengel den Tropfen Gift in denselben — und alsbald verscheidet der Mensch.“†)

Der Rolle eines Versuchers hat es der Teufel zu

*) Thalm. Baba Bathra 16 a.

**) Bendid. Farg. I. häufig u. a. v. a. D.

***) Thalm. Aboda Sarah 20 b.

†) Daf.

verdanken, daß man später die Schlange des Paradieses mit ihm identificirte, und den Brudermord Kains als Frucht seiner Ueberredung betrachtete.

So wird er im 2. Kap. des apokryphischen Buches der Weisheit und im 2. Corinthher Briefe als der Verföhler Evas, und im Evangelium Johannis mit Bezug auf Abels Ermordung, „ein Mörder“) von Anfang an und als Vater aller Lügen“ charakterisirt. Die letzte Benennung soll wahrscheinlich auch eine Anspielung auf Satans verleumderische Anklagen enthalten.

Das neue Testament, das uns viele bunte Bilder aus dem Geistesleben der Juden zur Zeit Christi vors Auge führt, läßt uns überhaupt auch einen tiefen Blick in den damaligen Dämonenglauben und in Satans Verwaltungsfreis thun.

Als Versucher sehen wir ihn da Christus alle Herrlichkeiten der Welt anbieten, im Gleichnisse vom Säemann als den aufreten, der das Wort Gottes aus dem Herzen des Leichtfertigen hinwegnimmt, und im Gleichniß vom Unkraut des Aders als den Feind, welcher Unkraut unter den Weizen des Gottesreiches streut.

Wie der Lehre des neuen Testaments zufolge, der Satan durch Christus zu Grunde gehen und am Ende der Tage völlig vernichtet werden soll, so lehrt auch die

*) Vgl. Lückes Commentar zu Johann. 8. 44., Bd. 2, S. 291. ff.

jüdische Dämonologie in Uebereinstimmung mit dem Parsismus, daß einst durch das Licht des Messias, des Erlösers, Satans Herrschaft getilgt, er selbst gestürzt, ja ganz und gar aufgerieben werden soll.

Ein Rückblick auf die satanischen Berrichtungen Sammaels belehrt uns, meine Hochverehrten, daß er durch die Verführung, durch die Begierde, die er in der Brust des Menschen weckt, durch die Leidenschaft, die er darin entzündet, das Auge der menschlichen Vernunft blendet, des Menschen reine und klare Anschauung trübt. Und trachtet er nicht durch die verleumderischen Anklagen gegen den Menschen auch das Auge Gottes zu blenden, seine Ansicht zu trüben? — Was er aber als Verführer und Ankläger nur mit zweifelhaftem Erfolge versucht, das vollführt er sicher als Todesengel: er blendet des Menschen leibliches Auge; er schließt es ihm für immer.

Diesen drei Functionen entspricht nun auch sein Name, der der chaldäischen Sprache entnommen ist. „Samma“ heißt hier nämlich „er macht blind, er blendet,“ und „El“ im Hebräischen mächtig, Sammael bedeutet demnach nichts Anderes, als der mächtige Blender oder Verblender, d. i. der Satan, der Verführer, der Ankläger, der Todesengel.

Vom Boden des Judenthums und Christenthums wurde die Satansidee auch auf den des Islam verpflanzt. Mu-

hamed hat bekanntlich die Bausteine zu seinem Religions-system aus jüdischen und christlichen Dogmen zusammen-geholt und die Sagen und Legenden beider Religionen als Ornamente für sein Gebäude verwandt, sie mittels seiner grotesken Phantasie eigenthümlich gestaltend. So erzählt Muhamed im Koran, Gott habe den Engeln be-fohlen, vor Adam niederzufallen und ihn anzubeten. Sie gehorchten mit Ausnahme Satans, der die Verehrung verweigerte, weil er aus Feuer, Adam aber nur aus Thon gebildet sei und daher ihm nachstehe. Gott habe hierauf den Teufel seines Uebermuthes wegen hinausge-jagt. Aus Rache habe dann Satan das erste Menschen-paar verführt.*)

Anmerken muß ich hier, daß der Teufel im Koran sowol „Schaitan“, Satan, als auch Iblis genannt wird; der zuletzt angeführte Name dürfte indeß nur eine Corruptel aus dem griechischen Worte „diabolos“**) sein. Die Araber mochten dieses Wort nur ihrem Gehöre nach und so Iblis für diabolos gebildet haben. Unter „dia-bolos“, das Verleumder, Angeber bedeutet, wurde aber erst später, als die Griechen durch die Juden die Sa-tansidee kennen gelernt hatten, der Teufel verstanden.

*) Koran Sure 7, V. 10 ff, 15, 28 ff., u. n. a. m. D.

**) Vgl. Was hat Muhammed vom Judenthum aufgenommen von Dr. A. Geiger, S. 100.

Denn die alten Griechen und ebenso die Römer kannten den Teufel nicht und bedurften seiner auch nicht.

Ihre Götter glichen den Menschen, trugen wie diese Begierden und Leidenschaften, also den Teufel in der eigenen Brust, wie konnten und sollten sie demnach einen besonderen Teufel, einen Satan als Gegensatz zu den unsterblichen Olympiern bilden? — Wol hatten sie Dämonen, aber ihre „daimones“ dachten sie sich als unsichtbare Wesen, welche die Menschen zu veredeln und zu beschützen strebten. Plato bezeichnet sie gleichsam als zum Schutze lebender Wesen bestimmte Hirten, und Sokrates glaubte sogar unter dem besonderen Einflusse eines solchen „daimon“ zu stehen, der ihn von den ersten Jahren seines Lebens an geleitet, und stets von unrechtlichen Handlungen abgehalten habe.

Ueber den Ursprung des aus dem griechischen diabolos entstandenen muhamedanischen Iblis wird von den arabischen Encyclopädisten des 10. Jahrhunderts, den Jchwan — oos — suffa, den Brüdern der Reinheit, folgender Mythos erzählt.*)

„Anfangs wurde die Erde ein Weltjahr hindurch, d. i. 50,000 Erdenjahre lang, von den Dschins, d. i. den Genien, bewohnt. Als diese jedoch Unheil auf Erden stifteten, wurden beim Beginn eines neuen Weltjahres

*) Arab. Original Calcutta 1812, pag. 67 ff.

Engel niedergesandt, um die Erde zu bewohnen. Diese vertrieben die Genien bis ans Ende der Welt und machten viele von ihnen zu Gefangenen. Unter den letzteren befand sich auch Iblis, der damals noch ein unverständiger Knabe war. Er wuchs unter den Engeln auf, die ihn in allen Wissenschaften unterrichteten, so daß er ihnen allmählich selbst in seiner äußeren Erscheinung ähnlich wurde, obgleich seine ursprüngliche Natur und seine Substanz anderer Art, als die der Engel waren. Mit der Zeit wurde er das Oberhaupt der Engel, die seinen Befehlen Gehorsam leisteten. Nach abermaligem Verlauf eines Weltjahres schuf jedoch Gott Adam und Eva, den Engeln befehlend, wieder in den Himmel zurückzukehren, vorher jedoch dem Adam ihre Huldigung darzubringen. Als sie mit Ausnahme des stolzen und hochmüthigen Iblis das letztere gethan, führten sie auf Gottes Anordnung das Menschenpaar in das Paradies, wo sie sich Adams Befehlen unterwarfen. Der neidische und gehässige Iblis trat jedoch in der Gestalt eines freundlichen Rathgebers zu Adam und Eva, und verleitete sie zum Genuße der verbotenen Frucht, worauf dieselben aus dem Paradiese vertrieben wurden. Als später Kain den Abel gemordet, glaubten die Adamskinder, daß dies auch auf Anstiften der Dschins geschehen, daher verfolgten sie dieselben durch Beschwörungen und Zaubersprüche, durch Zauberkreise und Bannung in Flaschen.“

Ein solcher Glaube an Beschwörungen, Zaubersprüche und Zauberkreise, mittels deren die Dämonen verfolgt, dem Menschen dienstbar gemacht werden könnten, ist übrigens uralt, und stand im Mittelalter bei allen Völkern in höchster Blüthe.

Die Kenntniß der Zaubersprüche und Bannformeln und die Kunst sie zu verwerthen, nannte man die *schwarze Magie* oder die *schwarze Kunst*. Von vielen durch Geist und Wissenschaft hervorragenden Männern behauptete der Volksglaube, daß sie im Besitze dieser Kunst sich befänden, sie ausübten, und sie nur dadurch erlangt hätten, daß sie mit dem Teufel ein Bündniß geschlossen, ihm ihre Seele verschrieben hätten. Als solche Verbündete des Teufels bezeichnete die umherfliegende Sage Albert den Großen, Michael Scotus u. a. n., ja sogar Papst Sylvester II., der als Gelehrter seinen Familiennamen Gerbert führte, und als solcher einen ausgezeichneten Ruf erlangte.

Schon in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts soll Theophylus, Stellvertreter des Bischofs zu Adana in Cilicien, mit Hilfe eines als Zauberer im Rufe stehenden Juden, Christus abschwörend, einen solchen Pact mit dem Teufel geschlossen haben. Von Reue gequält, betete er denn 40 Tage und 40 Nächte zur Mutter Gottes. Durch ihre Vermittelung verzeiht ihm dann Christus; die von

ihm dem Teufel ausgesetzte Urkunde wird ihm zurückgegeben, und 3 Tage später stirbt er eines seligen Todes.

Noch höher hinauf in die Zeit ragt die Legende von dem zu Ende des 2. Jahrhunderts oder Anfange des 3. Jahrhunderts lebenden Heiden Cyprianus von Antiochia; sie ist bereits einem kirchlichen Schriftsteller des 4. Jahrhunderts, Gregorius Nazianz, Patriarchen von Constantinopel, bekannt. Cyprian erzählt, er habe den Teufel mit eigenen Augen gesehen, umarmt, gesprochen, und von ihm eine Schaar Dämonen erhalten, die ihm gehorchen mußte. Durch ein öffentliches Sündenbekenntniß und den Eintritt in die christliche Kirche löste er später das teuflische Bündniß und starb bald darauf den Tod des Märtyrers.

Der Glaube an solche Bündnisse, wie an Beschwörungen des Teufels scheint überhaupt zuerst auf christlich kirchlichem Boden entstanden, oder mindestens von den Geistlichen gehegt und gepflegt worden zu sein. Die Kirchenväter des 2. Jahrhunderts bezeichnen schon den Teufel als den Affen Gottes, bestrebt das Göttliche in verzerrender Weise nachzuahmen. Nun aber kannte man einen alten und einen neuen Bund Gottes mit den Menschen und aus Jesus Versuchungsgeschichte die Worte des Satans: „Dies Alles will ich Dir geben, so du niederfällst und mich anbetest,“ war demnach der Gedanke nicht natürlich, oder leicht zu fassen, daß auch der Teufel einen

Bund mit den Menschen zu schließen, sie durch Versprechungen und Vergünstigungen aller Art für seinen Dienst zu gewinnen, suche? — Uebrigens hielt man für die Schließung eines Pactes mit dem Teufel durchaus nicht für nothwendig, daß man ihm die Seele verschreibe; den oben angeführten Worten aus der Versuchungsgeschichte analog, reichte zu diesem Zwecke eine dem Satan dargebrachte Huldigung, die Anbetung desselben vollständig aus. Die römische Kirche bezeichnete daher im Mittelalter alle sogenannten Ketzer für Anhänger oder Anbeter des Teufels, für solche, die mit ihm einen Bund geschlossen haben.

Zur Verbreitung des Glaubens an den Teufel, wie an Zauberei, dämonische Beschwörungen und dienstbare höllische Geister trugen übrigens bei den Deutschen im Mittelalter nicht wenig die sogenannten fahrenden Schüler bei. Diese, meistens verdorbene, liederliche Studenten, zogen, auf die Leichtgläubigkeit des Volkes speculirend, als Geisterseher, Wahrsager, Schatzgräber und Zauberer im Lande umher und übten unter diesem Deckmantel die größten Betrügereien aus.

Meist erzählten sie, sie kämen von dem durch die Sage vom Tannhäuser bekannten Bennisberg bei Eisenach, wo sie die Magie erlernt hätten. Auf diesem Berge, glaubte man allgemein, befinde sich ein „Stein der Unsichtbaren“; wer denselben betrete, werde unsichtbar und in

einen Saal versetzt, in welchem der Teufel in höchst eigener Person auf dem Katheder als gelehrter Professor Medicin, Jurisprudenz und Theologie docire.

Eine ähnliche Sage vom Satan verbreitete sich im Mittelalter auch in Spanien; jedoch mit dem Zusatze, daß dort der Teufel um sein Collegiumshonorar geprellt wurde.

Die Sage lautet: „Als vor langen Jahren der Teufel einstmals in sichtbarer Gestalt als Magister oder Privatdocent auf der hohen Schule zu Salamanca in Spanien, in einem unterirdischen Gewölbe eines dortigen Universitätsgebäudes öffentlich die schwarze Kunst lehrte, bedang er sich beim Schlusse seiner Vorlesungen anstatt des Honorariums unverhoffter Weise die Seele des durchs Loos zuletzt aus dem Collegium tretenden Zuhörers aus. Die unglückliche Nummer traf einen jungen Grafen von Almeida, der aber durch sonderbare List den Klauen des furchtbaren Lehrers entging. Der ernste Meister lauerte an der Thüre auf seinen Raub. Der Graf schritt seinem Schicksal getrost entgegen. Auf der obersten Stufe brüllte ihn der Mordgeist an: „Halt Gefell, daß ich dir das Genick breche!“ Es war gerade in der Mittagsstunde, da der Haufe der sauberen Studenten auseinander ging, und die Sonne stand dem Eingange des Gewölbes gerade gegenüber. „Was willst Du?“ antwortete der Graf ganz ruhig, „ich bin nicht der Letzte, halte Dich an dem, der mir folgt“ und zeigte dabei mit

der Hand auf seinen eigenen Schatten. Augenblicklich verschwand der Satan und ließ den verschmigten Studenten frei ausgehen, dessen Körper aber nachher im Sonnenschein nie wieder einen Schatten warf.*)"

Das Ende dieser Sage, die Ihnen, meine Hochverehrten, gewiß bereits durch Körners Gedicht, „der Teufel in Salamanka“ bekannt ist, führt auf die Vermuthung, daß sie in Verbindung stehe mit der vorhin besonders hervorgehobenen Ansicht des Orient, der zufolge die Körper der Teufel keinen Schatten oder mindestens nur einen sehr schwachen Schatten werfen. In Spanien mochte diese Ansicht durch die Mauren oder Juden ins Volk gedrungen und daher ein Mensch ohne Schatten als teuflisches Wesen, als ein Dämon betrachtet worden sein. Vielleicht hat auch Chamisso aus der angeführten Legende den ersten Gedanken zu seinem berühmten Peter Schlemihl geschöpft, der dem Teufel seinen Schatten verkauft, und da er sich, seiner Schattenlosigkeit wegen, von aller Welt geflohen sieht, sich mit seinen sieben Meilen Stiefeln in die Einsamkeit der Natur zurückzieht.

Wie mächtig aber der Teufelsglaube noch auf der Grenzscheide der mittelalterlichen Geschichtsepoche selbst in hellen Köpfen wurzelte, lehrt zur Genüge das Dintensaß, welches Luther auf der Wartburg dem Satan nach-

*) Masfau, Straußfedern, Bb. I, Nr. IV, S. 228.

geworfen haben soll. Die Volksanschauungen jener Zeit, wie des Mittelalters, über die Bündnisse des Menschen mit dem Satan treten uns indessen vollständig verkörpert, gleichsam zu Fleisch und Blut geworden, in der Faustsage entgegen. Faust wird da durch sein hochmüthiges Streben nach unbegrenzter Erkenntniß zu einem Bunde mit dem Teufel verleitet; mit der Hilfe des Satans verrichtet er Wunder und fröhnt allen Lastern bis endlich sein Leib unter Martern dahinstirbt und seine Seele zur Hölle fährt.

In dieser Sage übt gewissermaßen die Volksjustiz ihr Recht. Faust will durch sein Wissen das dem menschlichen Geiste gesetzte Ziel überschreiten, wendet Zaubermittel an, um seine Sinnenslust zu befriedigen, er sündigt mit Leib und Seele — darum wird er denn auch vom Volke an Leib und Seele bestraft, werden beide vom Teufel geholt. Freundlicher, milder gestaltet sich jedoch Fausts Ende in Göthes dramatischer Bearbeitung dieser Sage. Göthe faßt Faust von einem höheren Standpunkte auf, so daß dann der Teufel gleichsam um seinen Lohn betrogen erscheint. Diesen Teufel führt der große Dichter im Prologe zum Faust ganz nach dem Hiob'schen, als einen von Gott abhängigen Geist, ja sogar als ein nothwendiges Element im Universum ein; ihn zwar als schadenfrohen Schalk bezeichnend, aber doch als einen solchen, ohne den das menschliche Leben seine Bestimmung

verlieren würde, also als ein unentbehrliches Glied im Weltganzen.

So läßt Göthe den Herrn selbst sprechen:

„Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschaffen,

„Er liebt sich bald die unbedingte Ruh'!

„Drum geb' ich ihm gern den Gefellen zu,

„Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.“

Diese Worte erinnern unwillkürlich an eine morgenländische Parabel mit ähnlicher sinniger Pointe: „Einst,“ heißt es, „beflagten sich die Menschen, daß Gott den Satan geschaffen, der so große Verheerungen in der Welt anrichtet, so mannichsaches Verderben stiftet. Hierauf lieferte ihnen Gott den Teufel mit der Ermächtigung aus, mit ihm nach Belieben zu schalten und zu walten. Sie wollten ihn nun tödten, ein Prophet hielt sie jedoch hiervon mit den Worten ab: „Wenn ihr ihn tödtet, so geht die Welt zu Grunde.“ Auf seinen Rath legten sie ihn daher nur in einen bleiernen Kessel, verschlossen die Oeffnung und belasteten die Mündung mit schweren Gewichten. Drei Tage hielten sie ihn so gefangen und siehe, kein Arbeiter ging an sein Werk, die Felder wurden nicht bebaut, aller Verkehr stockte, Mensch und Thier gaben sich einer vollständigen Ruhe hin. Da befreiten sie den Satan aus seinem engen Gewahrsam und ließen ihn laufen. Raum aber war er in Freiheit gesetzt, als

auch schon das geschäftige Leben wieder zu pulsiren anfang.“*)

Goethe nennt seinen Teufel Mephistopheles; in der Faustsage bezeichnet er sich selbst jedoch dem Faust gegenüber als Mephistophilus. Dieser ältesten Namensform ähnlich finden wir auch bei Shakespeare Mephistophilus.***) Was dieser Name eigentlich bedeute, läßt sich nicht mit voller Bestimmtheit angeben; am meisten empfiehlt sich wol die Erklärung, daß dies ein von einem halbgelehrten Gaukler irriger Weise gebildetes griechisches Wort sei, das Mephistophiles lauten sollte. Der Name wäre dann zusammengesetzt aus „mē“ nicht, „photo“ von „phōs“ Licht, und „philes“ liebend, also Mephistophiles, „der nicht das Licht Liebende,“ der Geist der Finsterniß.

In seiner äußeren Erscheinung stellt sich Mephistopheles der Inhaberin der Hengstliche als einen „Cavalier wie andere Cavaliere“ vor; denn

„Auch die Cultur, die alle Welt belect,

„Hat auf den Teufel sich erstreckt;

„Das nordische Phantom ist nun nicht mehr zu
schauen,

„Wo siehst Du Hörner, Schweif und Klauen?“

Im Mittelalter wurde Satan als Vertreter des Bösen

*) Thalmud Joma 69 b.

**) Die lustigen Weiber von Windsor I, 1.

oder der Sünde in ihren verderblichen Folgen als Ausbund der Häßlichkeit, als Inbegriff alles Abscheulichen dargestellt. Da man dem christlichen Dogma zufolge die Natur als einen Abfall von Gott faßte und den Teufel ebenfalls als einen von Gott abgefallenen Engel betrachtete, verlieh man ihm vorzüglich die Gestalt Pans, des großen Naturgottes der Griechen; ließ ihn aber hinken, wahrscheinlich weil man annahm, der Satan habe durch seinen Sturz vom Himmel auf die Erde mindestens an einem seiner Beine Schaden nehmen müssen.

Doch nicht nur im finsternen Mittelalter, sondern selbst in den darauffolgenden, lichtvolleren Jahrhunderten war der Glaube an Bündnisse mit dem Teufel so stark im Volke verbreitet, daß es nichts Widerwärtiges oder Außergewöhnliches gab, worin man nicht den Einfluß des Satan gewittert, das man nicht einer teuflischen Macht zugeschrieben hätte. Was Mephistopheles vom Menschen aussagt, das konnte man damals kühn von ihm selbst behaupten: „In jeden Quark begräbt er seine Nase;“ denn überall hatte der Teufel seine Hand im Spiele. Hier- von legen die zahllosen, greuelvollen Hexenprozesse ein trauriges Zeugniß ab, die in Folge des Teufels-, Zauber- und Hexenglaubens und gestützt auf die im Jahre 1484 gegebene Bulle des Papstes Innocenz VIII. in ganz Europa geführt wurden. Durch die gräßlichsten Martern preßte man den, des Bündnisses mit dem Satan, An-

geklagten das Geständniß der ungeheuerlichsten Teufeleien ab, und ließ dann ohne Erbarmen die Unglücklichen, darunter selbst unschuldige Kinder, auf dem Scheiterhaufen die angeblich der Hölle verfallene Seele aushauchen.

Die durch jene päpstliche Bulle hervorgerufene, im Jahre 1549 erschienene Schrift Sprengers „malleus maleficarum“, der Hexenhammer, welche alle Anklagen von Satansbündnissen zu begründen, und die letzteren auf die heilige Schrift zurückzuführen suchte, wurde von Theologen und Juristen gleichsam als eine zweite Bibel verehrt.

Vergebens erhoben sich gegen die verübten Grausamkeiten selbst Mitglieder des Jesuitenordens. Der Hauch ihres Mundes, ihr Wort, war zu schwach, um die mächtigen Flammen der Scheiterhaufen zu verlöschen. Noch im Jahre 1687 wurden auf Anordnung des Bischofs von Salzburg 97 Personen in einem Hexenbrande gemordet; ja noch im Jahre 1749 wurde in Würzburg als letzte Heze im deutschen Reiche die 70jährige Nonne Marie Renata Sängler verbrannt, und in Glarus fand selbst noch 1783 eine Hexenhinrichtung statt.

In dem oben erwähnten Hexenhammer wird unter Anderem auch behauptet, daß manche Schützen vom Teufel, mit dem sie ein Bündniß schließen, Zauberpfeile empfangen, die ihres Zieles nie verfehlen. Als einen solchen sagi-

tarius, Zauberpfeilbesitzer, bezeichnet Sprenger merkwürdiger Weise auch den Schweizerhelden Wilhelm Tell.

Ebenso glaubte man noch zur Zeit des 30jährigen Krieges, daß man mit Hilfe des Teufels im Stande sei, Kugeln zu gießen, die das gesteckte Ziel sicher treffen. Solche Kugeln nannte man „Freikugeln,“ weil man sie mit freier Hand, d. h. ohne zu zielen, ja selbst ohne den erkorenen Gegenstand nur zu erblicken, sogar in meilenweiter Ferne, abschießen und sicher sein konnte, daß sie nicht vergebens das Rohr verlassen. Einen solchen aus freier Hand, d. h. eine Freikugel abfeuernden Schützen nannte man einen „Freischütz.“

Den satanischen Freikugeln stellte man an Kraft silberne, namentlich aus geweihten Marienthalern gegossene Kugeln gleich. So verbreitete sich bekanntlich ein Gerücht, das allgemeinen Glauben fand, daß der Schwedenkönig Gustav Adolph und der Kurfürst Moritz von Sachsen nicht nur durch Verrath, sondern auch durch silberne Kugeln ihr Leben in der Schlacht verloren hätten.

Der Glaube an Freikugeln scheint jedoch noch im siebenjährigen Kriege im Volke gewurzelt zu haben. Apels Freischütz spielt wenigstens am Ende dieses Krieges. Friedrich Kind hat jedoch die Handlung der Oper ans Ende des 30jährigen Krieges verlegt, denn die Zeit des philosophischen Preußentönigs, des großen Friedrich schien ihm, nicht ganz mit Unrecht, zu aufgeklärt, und

darum zu unnatürlich für einen solchen Aberglauben, obgleich auch diese Epoche nicht frei von Aberglauben war.

Außer dieser und mancher weiteren Aenderung hat der Verfasser des Operntextes aus Gründen der poetischen Gerechtigkeit auch noch das tragische Ende der Sage umgestaltet.

In der Sage nämlich stürzt R ä t h c h e n, — so heißt dort die Braut des Freischützen, der den Namen Wilhelm führt, — von des Bräutigams Freifugel getroffen, todt zu Boden, während der teuflische Stelzfuß neben ihr steht und dem Schützen hohnlachend und grinsend entgegen ruft: „60 treffen, 3 äffen.“ Mutter und Vater folgen bald, vom Schmerze hingerafft, der geliebten Tochter ins Grab; der vom Teufel getäuschte Bräutigam aber beschließt im Irrenhaus sein Leben.

Wie wenig würde aber ein solcher Schluß auf der Bühne befriedigen, wo die göttliche Gerechtigkeit dem Zuschauer vor's Auge treten, der Tugend Blumenkränze geflochten und dem Laster die Dornenkrone aufs Haupt gesetzt werden soll? Mit welcher Seelenverstimmung würden die Zuschauer den Vorhang fallen sehen und das Haus verlassen?

Mit richtigem Takte hat daher Fr. Kind Agathen durch die geweihten Rosen beschützen, den sonst frommen, nur durch seine Liebe momentan irregeleiteten Max mit einer leichten Buße davon kommen, und durch

Samiels äffende Kugel die Brust des lasterhaften Kaspar durchbohren lassen, der den Pact mit dem Teufel geschlossen.

Noch bleibt zu bemerken, daß Samiel nicht etwa als besonderer teuflischer Jäger in der Phantasie des Volkes lebte; sondern daß ihn nur Fr. Kind als höllischen Jagdgesellen zeichnete, weil es ihm geeigneter scheinen mußte, den Satan, der sich ja nach Belieben metamorphosiren kann, eine Gestalt annehmen zu lassen, die mit der Handlung selbst im Einklange stand.

Durch diese Beleuchtung Samiels, durch die Darstellung des Dämonischen in all seinen Entwicklungsphasen habe ich Ihre Augen, meine Hochverehrten, allerdings auf eine Nachtseite des menschlichen Geistes gelenkt; diese Nachtseite wird jedoch einigermaßen erhellt, freundlicher gestaltet durch die psychischen Motive, die den Menscheng Geist zu dieser Gedankenthätigkeit angeregt haben.

Der Mensch bemerkte nämlich in der sinnlich wahrnehmbaren Natur eine gewisse Ordnung, ein regelmäßiges Aufsteigen der Wesen vom empfindungslosen Metalle bis hinauf zum denkenden Menschen. Nirgends nahm er einen gewaltthamen Sprung, überall sanfte, vermittelnde Uebergänge wahr. Wie sollte er da nicht das Reich des Unsichtbaren analog gestalten? wie nicht die große Kluft zwischen sich, dem unvollkommenen, beschränkten Menschen,

und dem vollkommenen, allmächtigen Gotte auszufüllen suchen? —

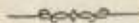
Die Existenz von Engeln, von reinen, lauterem Wesen, reichte ihm dafür nicht aus, der Abstand ihrer Natur von der seinigen schien ihm zu groß, der Uebergang zu ihnen unvermittelt.

Die Schöpfung einer dämonischen Geisterwelt war ihm demnach Bedürfniß; Geschöpfe höher organisirt als die Menschen, niedriger als die Engel, d. h. wie wir vorhin bemerkt, halb den Menschen, halb den Engeln ähnlich, schienen ihm ein nothwendiges Glied in der großen Kette der Wesen, ein Glied, das ihn in Verbindung bringe mit seinem Gotte.

Hierzu kam noch, daß der Mensch das Böse wol vom Menschen üben sah, aber zu menschlich fühlte, von der Göttlichkeit seiner eigenen Natur zu sehr durchdrungen war, um annehmen zu können, des Menschen Herz sei die Geburtsstätte, sein Geist der Boden, auf dem eine solche Giftpflanze entstehen, sich entwickeln könnte. — Was Wunder, wenn er auf den Gedanken gerieth, daß das Böse in einem Geiste der Finsterniß geboren, von Außen in des Menschen Brust als giftiges Saat Korn geschleudert werde, von einem Dämon, dessen Geschäft es sei, das Böse zu erfinden und auszuspinnen, um es als Netz über den Menschen zu werfen, um ihn zu versuchen, zu verführen, zu verderben?

Und zeugt nicht außerdem dieses Sinnen und Denken, dieses Speculiren des Menschen, selbst wenn es auf irrige Bahnen führt, für den göttlichen Ursprung seiner Seele, für eine himmlische Heimat, der sie entfloßen? Er fühlt sich unbefriedigt in der sinnlichen Welt, er sehnt sich nach einem Höheren, Unbekannten, möchte den Schlüssel für das Räthsel des Lebens finden; er trägt in seiner Brust die Ahnung eines höheren Seins, möchte das Geheimnißvolle erspähen, den verhüllenden Schleier zerreißen. Wer diesen Durst stillen, diese Sehnsucht befriedigen könnte! Mit Faust müssen wir ausrufen:

„Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
 „Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
 „Doch ist es jedem eingeboren,
 „Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts bringt,
 „Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
 „Ihr schmetternd Lieb die Lerche singt.
 „Wenn über schroffen Fichtenhöhen
 „Der Adler ausgebreitet schwebt,
 „Und über Flächen, über Seen
 „Der Kranich nach der Heimat strebt.“



Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
I. Gros und Psyche, 1866	3— 40
II. Der Traum, 1867.	43— 86
III. Samiel und die Teufelsidee in der Geschichte, 1868.	89—139

